

Postverlagsort München Ausgabe D
ZB
ILLUSTRIERTE
Für Menschen im Atomzeitalter

Nr. 13/58 • Dritter Jahrgang • 2. Juniheft **50** Pfg.

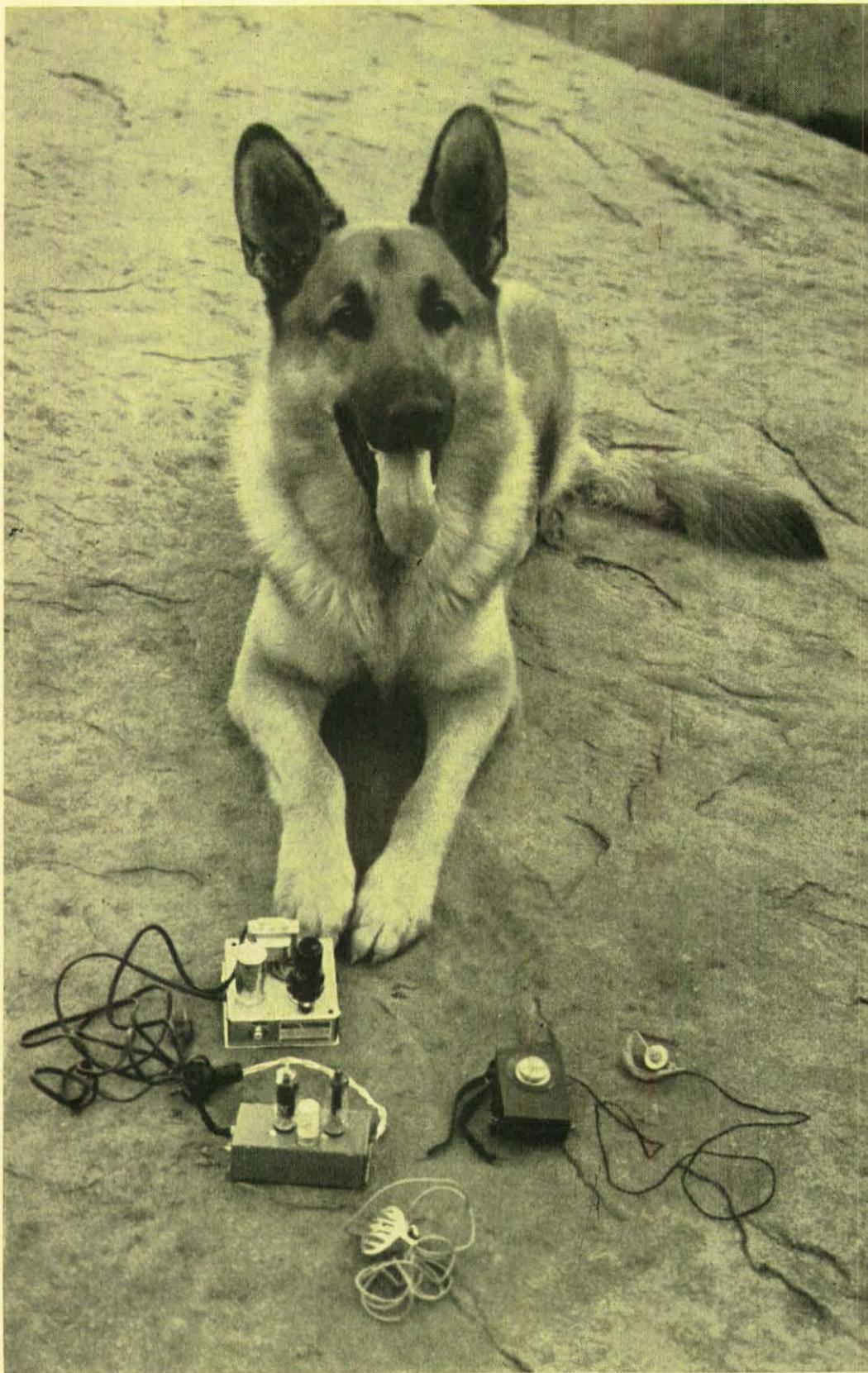


DER FERNGELENKTE HUND

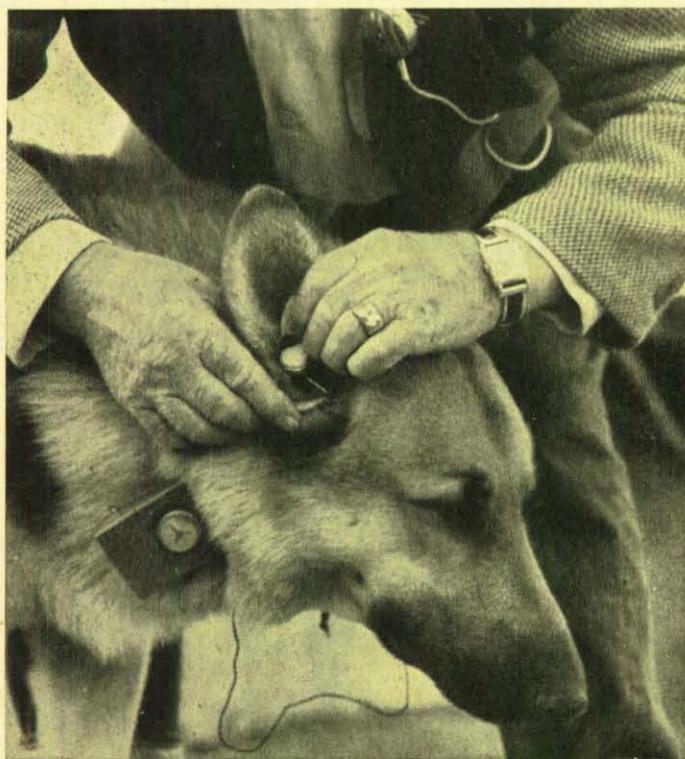
**Neue Einsatzmöglichkeiten
für Gebrauchshunde?**

Der ferng

Neue Einsatzmöglich



Bei der Arbeit können wir einen Schäferhund hier beobachten. Sein Herr (nicht im Bild) spricht die Befehle in ein kleines Mikrophon, von dort werden sie drahtlos zu einem Aufnahmegerät übertragen, das der Hund am Halsband trägt. So können diese Hunde auch in für Menschen völlig unzugänglichem Gelände erfolgreich eingesetzt werden.



▲ **Sehr gelehrig** ist der Deutsche Schäferhund. Deshalb ist er einer der unentbehrlichsten Freunde und Helfer des Menschen. Unser Bild zeigt ein Prachtexemplar dieser Rasse mit der gesamten Apparatur, die zu einer Fernsteuerung des intelligenten Tieres erforderlich ist.

◀ **Im Ohr befestigt** wird ein kleiner Hörer, und am Halsband des Tieres ist bereits der Sender angebracht. Die ganze Apparatur ist ähnlich konstruiert wie die bekannten Hörapparate für Schwerhörige.

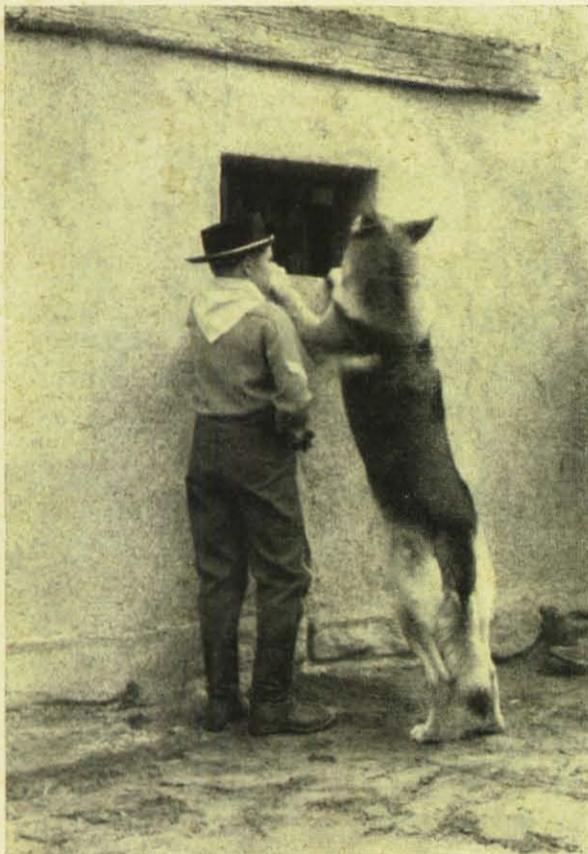
▶ **Bereit zum Einsatz**, wartet der Hund auf die Befehle, die ihn aus einer Entfernung von mehr als 500 Metern erreichen können, um sie dann ohne Zögern zur Zufriedenheit des Führers auszuführen.



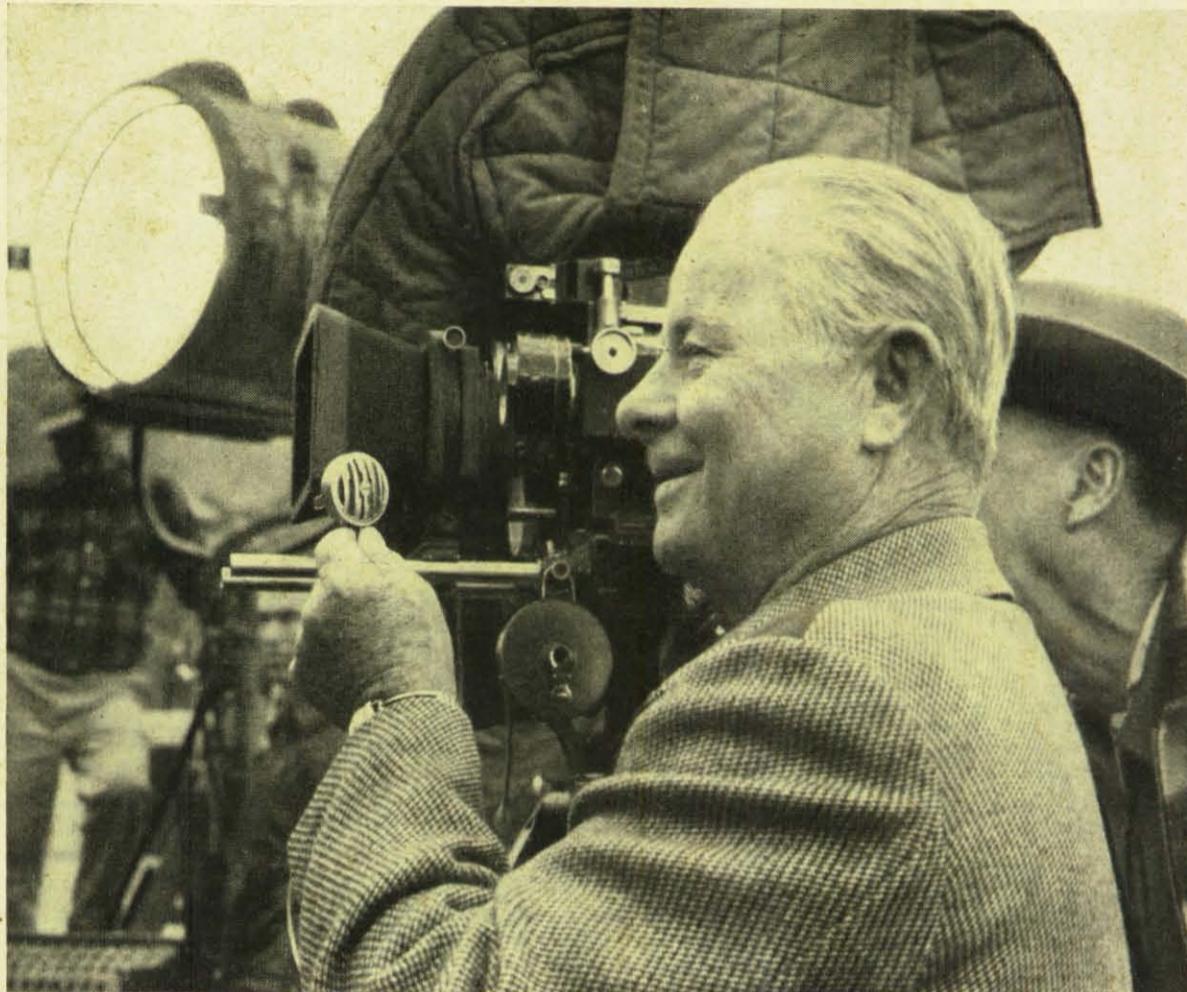
elenkte Hund

keiten für Gebrauchshunde?

In den Vereinigten Staaten kam man auf die Idee, einen Hund, der in einem Film die Hauptrolle spielen sollte, einfach „fernzusteuern“, um dadurch eine lange Probezeit zu ersparen und gleichzeitig eine bessere Darstellung zu erreichen. Selbst auf größere Entfernungen war es möglich, mit Hilfe eines kleinen Senders und eines Empfangsgerätes das Tier zu dirigieren. Allerdings mußte derjenige, der die Befehle erteilte, wegen der Funkwellen immer in Sichtweite sein. Kann diese Idee nicht auch einmal beim Einsatz von Gebrauchshunden vielleicht eine wichtige Rolle spielen?



Hoch zum Fenster! lautet der Befehl des Herrn, und sogleich führt der Hund ihn aus. Keiner der Umstehenden, nicht einmal der Junge an der Seite des Tieres, hat etwas gehört. Der Hund aber gehorcht mit unfehlbarer Sicherheit. Eine großartige Erfindung.



Das Mikrophon in der Hand, stellte sich der Trainer eines sehr berühmten Hundes, des Filmhundes Rin-Tin-Tin unserem Photographen. Außerhalb des Bereichs der Scheinwerfer und der Kamera dirigiert er das gut geschulte Tier.

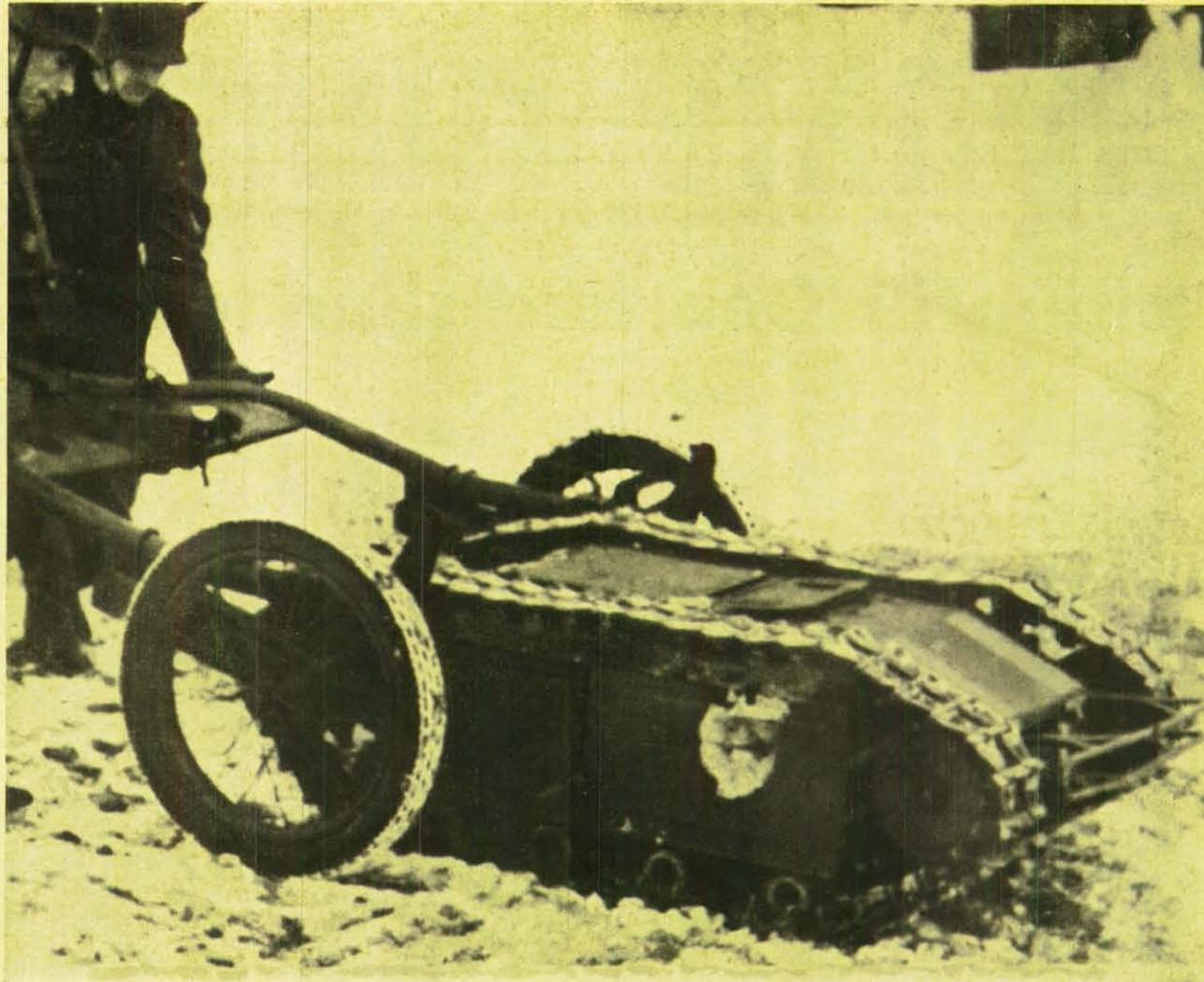
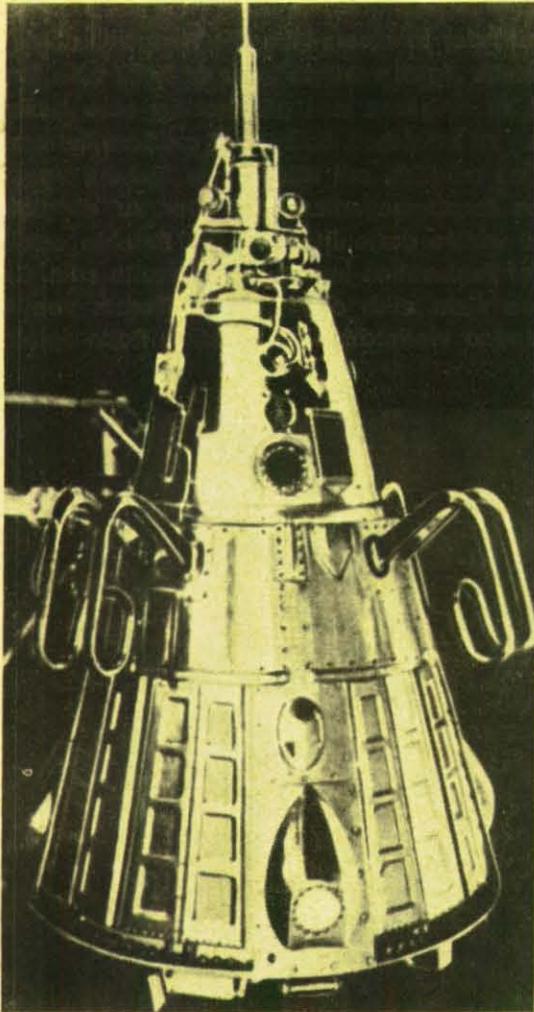


Immer neue Versuche werden mit Rettungshunden gemacht, damit die Tiere wie auch die Menschen im Ernstfall sofort einsatzbereit sind, wenn sie gebraucht werden. Zuverlässig und mit erstaunlicher Sicherheit verrichten die Hunde vermöge ihres hervorragenden Geruchssinnes ihre Arbeit.

Aus den Trümmern gerettet wurde diese Frau bei einer Übung durch den Scharfsinn des Schäferhundes, der sich riesig über die erfüllte Aufgabe freut. Die „Gerettete“ kann sich seinen stürmischen Liebkosungen kaum entziehen.

Auf der richtigen Spur ist „Rolf“. Er verweist den Rettungsmannschaften die Stelle, unter der die verschüttete Person liegt, damit keine kostbare Zeit verlorengeht, und die Helfer an der richtigen Stelle zur Bergung schreiten können.





Sputnik III ist mit seiner Höhe von 3,57 m, seinem Grundflächendurchmesser von 1,75 m und mit seinem Gewicht von fast 30 Zentnern (genau 1327 kg) durchaus in der Lage, eine Pilotenkabine aufzunehmen. Das Geheimnis der Russen ist der Raketentreibstoff. Es handelt sich wahrscheinlich nicht, wie zunächst angenommen, um einen festen, sondern einen von den Sowjets weiterentwickelten deutschen, flüssigen V-1-Treibstoff, der aus vier verschiedenen Flüssigkeiten zusammengesetzt ist.

Einen ferngesteuerten Panzer, ähnlich dem Typ, den die Deutschen während des zweiten Weltkrieges entwickelten, wollen die Sowjets zum Mond hinaufschleusen. Das durch Funk gelenkte Raupenfahrzeug soll den Mond befahren. Die installierten Geräte werden die Ergebnisse zur Erde senden. Ein weiterer Plan der Russen sieht eine gewaltige Detonation auf dem Mond vor, die von der Erde aus deutlich beobachtet werden kann. Eine Untersuchung der durch die Detonation hervorgerufenen Lichterscheinungen wird die Zusammensetzung der Mondoberfläche bestimmen lassen. Ein dritter Plan soll die Theorie von der Möglichkeit außerirdischen Lebens beweisen. In einem Sputnik soll das Experiment des US-Biochemikers Miller wiederholt werden. Dieser hatte in einem Gemisch von Methan, Ammoniak, Wasserstoff und Wasser elektrische Entladungen hervorgerufen. Dabei hatte sich Aminosäure gebildet, ein Baustein aller lebenden Organismen. Die Russen wollen das Experiment mit ultravioletten und kosmischen Strahlen vornehmen.

Die ersten Signale zur Weltraumfahrt sind gegeben. Sputnik III hat Platz genug für eine Pilotenkabine. Die Schwerelosigkeit im Raum ist nach Ansicht sowjetischer Wissenschaftler von Laika durchaus vertragen worden. Ihre Kollegin, die russische Hündin Modnitza entstieg nach einem Flug in den Raum, bis in 212 km Höhe, vergnügt ihrer zur Erde zurückgekehrten Rakete. Die Möglichkeit, daß Menschen die Schwerelosigkeit ertragen und aus dem Raum zurückkehren können ist damit erwiesen. Mit Riesenschritten rückt die Zeit nahe, in der die Raumfahrer das bestätigen sollen, was die Astronomen glauben feststellen zu können: Es gibt eine Vegetation auf dem Mars, es gibt Sterne, auf denen Lebewesen existieren!

Die

Vegetation auf dem Mars

Pflanzliches Leben existiert auf dem Mars wahrscheinlich in einem Gebiet, das mindestens so groß wie Frankreich ist und auf photographischen Aufnahmen wie ein blaugrüner Flecken wirkt. Diese aufsehenerregende Entdeckung machte der amerikanische Astronom Dr. E. C. Slipher während einer Expedition, die Wissenschaftler im vergangenen Jahr nach Südafrika unternahmen, um von dort mit Hilfe von Spezialkameras den unserer Erde am nächsten gelegenen Planeten genauer zu erforschen. Die Ergebnisse der Beobachtungen führten zu den bedeutendsten Fortschritten in der Marsforschung seit der Zeit, als vor 125 Jahren zum erstenmal Karten unseres „Nachbarplaneten“ angelegt wurden.

„Daß die dunklen Flecken auf dem Mars von einer Vegetation hervorgehoben werden, und die beobachteten Farbveränderungen in einem gewissen Zusammenhang mit der Eisschmelze an der weißen Polkappe dieses Planeten stehen, wird von den meisten Astronomen kaum mehr bezweifelt“, erklärte Dr. Slipher kürzlich. „Alle unsere Forschungsergebnisse auf diesem Gebiet zeigen deutlich an, daß in irgendeiner Art pflanzliches Leben auf dem Mars vorhanden sein muß.“

Die Feststellung dieser dunklen Stellen auf der Marsoberfläche, die ein ungefähr 320 000 Quadratkilometer großes

Gebiet umfassen, bedeuteten für die Wissenschaftler eine völlige Überraschung, da bisher niemals neue, in sich abgeschlossene Flecken, sondern nur Vergrößerungen der schon bekannten dunklen Stellen beobachtet worden waren. Diese bemerkenswerte Entdeckung läßt die Folgerung zu, daß die Grenze zwischen dem wüstenähnlichen Gebiet und dem von uns als dunkle Flecken wahrgenommenen Teil der Oberfläche nicht unbedingt immer unverändert bleiben muß, sondern durch Einflüsse auf der einen oder anderen Seite verschoben werden kann. Und diese Erkenntnis bekräftigt wiederum die bislang wissenschaftlich nicht nachgewiesene Auffassung, daß die sich zu bestimmten Zeiten einstellende dunklere Farbtonung der Marsflecken auf Pflanzenwachstum zurückzuführen ist.

Da namhafte Biologen in diesem Zusammenhang erklärten, daß es sich bei einer vielleicht vorhandenen Vegetation auf dem Mars wahrscheinlich um niedrige Pflanzen handeln werde, die den auf unserem Planeten an Bäumen und Steinen haftenden Flechten ähnlich sind, beabsichtigen amerikanische Wissenschaftler, derartige bei uns vorkommende Pflanzen in Laboratorien unter den auf dem Mars herrschenden Bedingungen zu züchten und zu beobachten.

Die Auswertung des photographischen Materials, das die Teilnehmer der

Südafrika-Expedition mit nach Hause brachten, hat noch zu weiteren wichtigen Ergebnissen geführt. Dazu gehört die Feststellung eines Ringsystems in der Atmosphäre des Mars, das zwar schwächer ist als beim Jupiter und Saturn, aber immerhin jeden Zweifel an dem Vorhandensein einer atmosphärischen Bewegung widerlegt. Außerdem sind auf den Aufnahmen leuchtende, bläulichweiße Wolken, schillernd weiße Polkappen und große „gelbe Staubwolken“ zu sehen, obwohl in der Marsatmosphäre Sauerstoff und Wasserdampf nur in starker Verdünnung vorkommen.

Mit Hilfe von Spezialfiltern und Teleskopobjektiven konnte Dr. Slipher durch den violetten atmosphärischen Nebelschleier um den Mars hindurchsehen und den Wechsel der Jahreszeiten klar beobachten. Die sichtbare Südpolkappe begann mit dem Ansteigen der Temperaturen langsam kleiner zu werden, in sich zusammenzusinken. An den Kanten der immer mehr zurückgehenden riesigen Eiskecke bildeten sich grüne Streifen, und auch in dem orangeroten Wüstengebiet des Planeten wurden bläulich-grüne Flecken sichtbar.

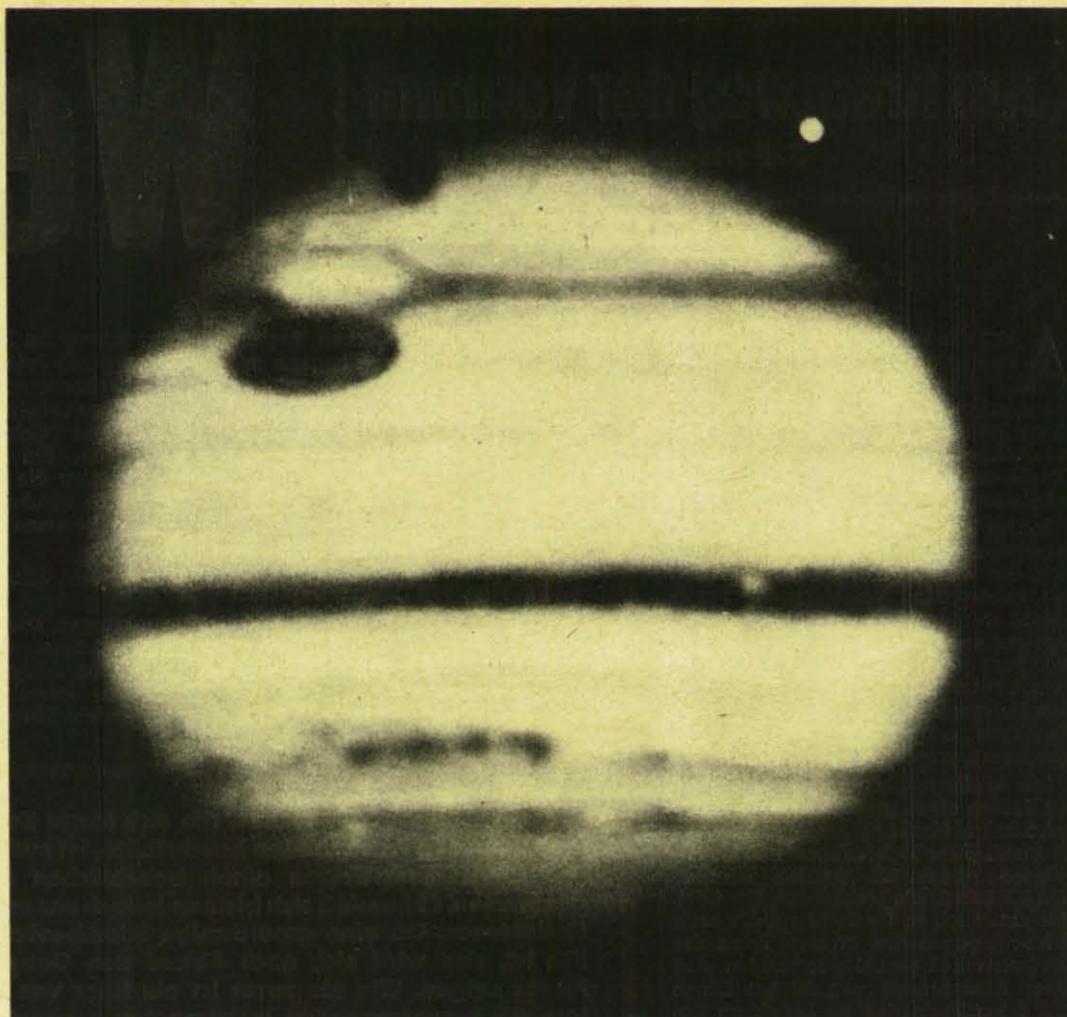
Urzeugung im Sputnik?

Wird es den Russen gelingen, in einem Erdsatelliten „Leben aus der Retorte“ zu schaffen? Professor A. I. Oparin, führender sowjetischer Wissen-

schaftler auf dem Gebiet der Biochemie, plant, in einem Satelliten künstlich die Baustoffe allen Lebens zu erzeugen und die Erzeugnisse dieses Experimentes durch Beobachtungs- und Meßgeräte auf die Erde funken zu lassen. Den Anlaß zu dieser Idee gab ein aufsehenerregendes Experiment des Amerikaners Dr. Stanley L. Miller, eines 27jährigen Biochemikers.

Miller ist ein Schüler des Nobelpreisträgers Dr. Harold Urey, der — genau wie Oparin — die Theorie vertritt, daß es nach der Entstehung der Erde auf unserem Planeten zwar chemische Elemente gab, aus denen sich lebende Organismen aufbauten, jedoch kein Leben, das sich hätte vermehren können. Die Erdatmosphäre bestand zu jener Zeit, wie heute noch auf Saturn und Jupiter, vor allem aus Methan und Ammoniak, enthielt aber keinen Sauerstoff. Wie aus dieser toten Materie Leben entstanden sein könnte, rekonstruierte Miller dann in seinem sensationellen Versuch. In einer Retorte schuf er mit Methan, Ammoniak, Wasserstoff und Wasser die Bedingungen der einstigen Erdatmosphäre. Durch diese Zusammensetzung schickte er elektrische Entladungen. Nach einer Woche hatten einige der einfachen Gasmoleküle komplizierte chemische Verbindungen gebildet, die Aminosäuren. Aminosäuren aber sind die Bausteine des Proteins — eines Bestandteiles des Eiweißes — und damit auch die Bausteine aller lebenden Organismen.

Oparin prüfte den Versuch Millers in



Den Mond umkreisen wird bald ein künstlicher Satellit der US-Luftwaffe. Ein etwa dreißig Stockwerk hoher Ballon wird die mit zahlreichen Instrumenten ausgerüstete Mondrakete zunächst über die dichten Schichten der Erdatmosphäre hinaus, bis in 30 km Höhe, tragen. Dann erst wird die Rakete selbst durch Fernzündung gestartet. Ein erster Versuch dieser Art verlief erfolgreich. Eine Höhe von 4320 km konnte noch genau gemessen werden. Nach zuverlässigen Schätzungen wurde jedoch die durchaus beachtliche Rekordhöhe von 6400 km erreicht.

100 000 000 000 000 000 000 000 000 Sterne gibt es nach den neuesten Schätzungen. Immer größere und bessere Teleskope haben das Vordringen des menschlichen Auges in das Universum möglich gemacht und das Vordringen menschlicher Wesen in den Raum vorbereitet. Unser Bild zeigt eine Großaufnahme vom Jupiter. Der dunkle Punkt am oberen Rand ist der sogenannte „Große Rote Fleck“. Der ovale Schatten darunter stammt von dem Jupitermond, der als weißer Punkt oben rechts deutlich zu erkennen ist. Charakteristisch sind für den Jupiter auch die Ringe, die ihn gürtelartig umgeben. Ähnliche, neueste Aufnahmen vom Mars haben eine Vegetation auf diesem Gestirn sichtbar gemacht, das wie die Erde schillernd weiße Polkappen hat. Die Zahl der Sterne ist so unvorstellbar groß, daß es unter ihnen eine Unmenge geben wird, auf denen Lebewesen wie auf unserem Stern, der Erde, entstehen könnten. Wie diese Lebewesen aussehen, wissen wir noch nicht.

Sterne rücken näher

seinem Moskauer Institut sofort nach. Besonders wurde dabei die Rolle untersucht, die ultraviolette Strahlen des Sonnenlichts und kosmische Strahlen bei der Entstehung des Lebens gespielt haben könnten. Diese Strahlen werden jedoch von der heutigen Erdatmosphäre zu einem großen Teil absorbiert. Nach-

dem nun die Russen bereits schwere Satelliten erfolgreich in den Weltraum geschossen haben, wollen sie die künstlichen Erdtrabanten auch dazu benutzen, Millers und Oparins Experimente außerhalb der Erdatmosphäre zu wiederholen — mit ultravioletter und kosmischer Bestrahlung.

von Molekülen, kleinster chemischer Verbindungen, die sich aus sich selbst heraus vermehren.

Nur ein paar tausend Sterne waren im Altertum bekannt. Aber schon mit den ersten Teleskopen zählte man über eine Million — und diese an sich schon erstaunliche Zahl erhöhte sich mit jedem Fortschritt der Teleskoptechnik sprunghaft immer weiter. Und schließlich wurden wir mit der Entdeckung, daß die sogenannten „außergalaktischen Nebel“ in Wirklichkeit selbst galaktische Welten sind, dazu geführt, die Existenz von mindestens 10^{20} weiteren ähnlichen Sternen, vielleicht sogar noch von vielen mehr, in unserem erforschbaren Universum aufzunehmen. (10^{20} läßt sich als eine 1 mit 20 Nullen ausschreiben.)

Die Bedeutung dieser Entdeckung oder vielmehr dieser Enthüllung ist, daß das Universum mehr als hundert Millionen mal Millionen mal Millionen Strahlen- und Wärmequellen für alle die Planeten enthält, die diese strahlenden Sterne begleiten.

Auf das zweite Phänomen, das sich ausdehnende Universum, bezieht sich die Frage: Sind zumindest einige der Sterne, die Energie ausstrahlen, von Planeten begleitet, und erlaubt diese Energie die komplizierte biologische Aktivität, die wir Leben nennen?

In gewissen Beobachtungsergebnissen sehen wir heute den Beweis für eine Ausdehnung des sogenannten galaktischen Universums. Die schnelle Ausdehnung des meßbaren Teils der außer-

galaktischen Welt setzt eine zunehmend stärkere Zusammenballung dieser kosmischen Einheiten, der Milchstraßensysteme, voraus, je weiter wir die Zeit zurückverfolgen. Vor ein paar Milliarden Jahren muß die Dichte der Materie im Raum durchschnittlich so groß gewesen sein, daß direkte Zusammenstöße, nahes Zusammentreffen und das Aufbrechen von Sternsystemen als Folge der Schwerkraftwirkung zweifellos häufig waren. Auch die Erdrinde ist, wie Radioaktivitätsmessungen zeigten, ein paar Milliarden Jahre alt, was den Schluß zuläßt, daß die Erde und die anderen Planeten in unserem Sonnensystem in jener „turbulenten“ Zeit entstanden sind. Zahllose Millionen anderer Planetensysteme müssen sich damals gebildet haben, denn unsere Sonne ist ein ganz und gar nicht ungewöhnlicher Stern. (Nach dem Cannonischen Katalog von Sternenspektren gibt es 40 000 sonnenähnliche Sterne allein in unserer unmittelbaren Nachbarschaft.)

Es gibt auch andere anerkannte Theorien zur Frage der Entstehung von Planeten. So ist die Zusammenballung eines angenommenen Urgases zu Sternen eine weitgehend anerkannte Möglichkeit für den ganzen Entstehungsvorgang der Welt.

Die Sternphysiker haben nachgewiesen, daß uns bekannte chemische und physikalische Vorgänge für das gesamte erforschbare Universum gelten müssen. Rufen wir uns noch einmal

Fortsetzung auf Seite 21

Keine Zweifel am Leben auf anderen Planeten

Durch die Gewißheit, daß unsere Erde und unsere „Welt“ nur eine von Millionen „Welten“ im Universum darstellt, ist unserem Planeten und dem Leben, das darauf gedeiht, ein Platz am Rande des Kosmos zugewiesen. Der Mensch wird zu einer winzigen Erscheinung inmitten der Milliarden von Sternen „seiner“ Milchstraße. Die Wissenschaft hat den Nachweis erbracht, daß der Mensch, gemessen an der kosmischen Zeit, zu den jüngsten Erscheinungen überhaupt gehört und offenbar ein kurz aufflackerndes Dasein führt. Gerade dies gibt einen Ansatzpunkt für einen düsteren oder auch glücklichen Gedanken — das hängt davon ab, welchen Standpunkt man selbst dazu einnimmt. Es gibt kein Zurück! Der forschende Mensch hat den Punkt, an dem noch eine Rückkehr möglich gewesen wäre, überschritten. Wir können kein Weltbild mehr aufrichten, in dem der

Mensch oder die Erde oder die Sonne den Mittelpunkt darstellen.

Die Degradierung unserer Erde und unserer Sonne, an deren einst erhobnem Platz ein neues Weltbild vom Universum gerückt ist, bedeutet ja auch noch nicht das Ende philosophischer Überlegungen.

Unser neues großes Problem ist die Frage nach der Verbreitung von Leben in diesem Universum. Indem wir uns zum Sprecher für all die irdischen Lebewesen auf dem Lande, im Wasser und in der Luft machen, fragen wir gespannt: Sind wir in diesem Universum etwas Einmaliges?

Aus den vielen Maßstäben und Gedankengängen sollen hier drei Phänomene ausgewählt werden, über die wir uns zu allererst Gedanken machen müßten. Das erste betrifft die Zahl der Sterne, das zweite Katastrophen vergangener Zeiten und das dritte den Ursprung

Am Kreuzweg der Vernunft

5. Fortsetzung

Wetter auf

Auch die Wettermacherei hat einen bescheidenen Anfang genommen. In kleinem Stil haben die Menschen schon seit langer Zeit der Natur ihren Willen aufgezwungen, wenn sie zum Beispiel durch Benutzung von Glaskästen und Treibhäusern ein geschütztes Klima geschaffen haben.

In den kühleren Gebieten des Mittelmeerraumes ist es seit uralter Zeit üblich, die Zitronen- und Orangengärten mit Gerüsten zu versehen. Bei Frostgefahr werden hierauf Strohmatten gelegt und auf dem Boden Feuer angezündet. Fast jeder Obstfarmer in Kalifornien besitzt heute ein großes Arsenal von Heizgeräten, die bei Gefahr in den Plantagen aufgestellt und in Betrieb genommen werden.

Die Wettermacherei ist in den letzten Jahren einen großen Schritt weitergekommen. Nachdem im französischen Rhonetal erste Erfahrungen mit Hagelraketen gesammelt werden konnten (die ZB berichtete hierüber in Nr. 4/58), soll nun auch in Deutschland die erste Schlacht gegen den ärgsten Feind der Landwirtschaft geschlagen werden. Auf einer Abwehrfront von 30 km Länge und 6 km Tiefe sind im Landkreis Rosenheim zu beiden Seiten des Inns 66 eiserne Röhre in den Boden gerammt worden. Sobald die ersten schwefelgelben Hagelwolken über Südostbayern gesichtet werden, wird über den Rundfunk das Feuer freigegeben. Jeder der 66 Hagelschützen kann pro Tag drei Raketen losjagen. Sie sind etwa ein Meter lang, in einer Höhe von etwa 1200 Metern explodiert der Kopf mit einer Ladung Silberjodit, das mit dem Aufwindkanal die Hagelwolken in 4000 bis 8000 Meter Höhe erreichen soll. Das Silberjodit bewirkt das Absinken der Hagelwolken in wärmere Regionen. Die gefährlichen Wolken kommen als harmloser Regen hernieder.

Eine Uranabbaugesellschaft in Australien hatte nördlich von Brisbane einen großen Staudamm errichtet. Als der erhoffte Regen ausblieb, wurde ein Flugzeug bestellt, das die Wolken mit Silberjodit impfte. Es kam zum Wolkenbruch, der Stausee floß über.

Mit Hilfe künstlich hervorgerufenen Regens werden heute die Ernteerträge an der amerikanischen Pazifikküste jährlich um zwanzig, in Kalifornien sogar um 50 Millionen Dollar gesteigert.

Die Kunst des künstlichen Regens und der Hagelbekämpfung begann mit einer inzwischen berühmt gewordenen Theorie des schwedischen Meteorologen Bergeron im Jahre 1935. Er erklärte, daß sich die winzigen Wassertröpfchen der Wolken nicht unmittelbar zu Regentropfen zusammenschließen, sondern daß zunächst eine Unterkühlung stattfindet, durch die Schnee- und Eispartikelchen gebildet werden. Diese ziehen die winzigen Wassertröpfchen der Wolken an, bis schließlich die Tropfen so groß und schwer werden, daß sie zur Erde herniederfallen.

Der Amerikaner Vonnegut entdeckte dann 1946, daß Silberjodit in einem

Der künstliche Regen wirft schon im kleinen große Probleme auf. Wenn von den Bewohnern eines Landstriches alle Wolken gemolken werden, kann das benachbarte Gebiet in Dürre verschmachten. Ein internationales Abkommen über die Gestaltung des Wetters dürfte mindestens ebenso schwer zustande kommen wie eine allgemeine Abrüstung.

Außer dem Silberjoditverfahren gibt es noch andere Möglichkeiten eines Regenkrieges. Die Wasserverdunstung stehender Seen läßt sich durch eine hauchdünne Schicht von Hexanol unterbinden, umgekehrt läßt sie sich durch andere Mittel beschleunigen, und

Entfernung vom Meer ab, sondern auch von den großräumigen Luftbewegungen um den Erdball, die man die Zirkulation der Erdatmosphäre nennt.

Die Klimaveränderungen des letzten Jahrtausends hat der Frankfurter Meteorologe Professor Flohn an Hand alter Chroniken eingehend untersucht. Im Winter des Jahres 1428/29 blühten von Dezember bis Januar die Obstbäume. Ein besonderer Kälteeinbruch ist dagegen von Januar bis Juni 1740 zu verzeichnen. Die Temperaturen lagen 5,5 Grad unter dem Durchschnitt.

Worauf sind solche Schwankungen zurückzuführen? In der längsten Zeit ihrer Geschichte war die Erde frei von Gletschern, auch an den Polkappen. In den letzten Millionen Jahren hat es dagegen vier Eiszeiten gegeben. Wenn die Unterschiede auch noch so groß sind, so sind sie doch nur Schwankungen innerhalb einer Konstante. Denn auf lange Sicht strahlt die Erde ebensoviel Wärme in den Raum zurück, wie sie von der Sonne aufnimmt. Bestände der Ausgleich nicht, würde sich die Erde im Laufe von Millionen Jahren bis zur Rotglut erhitzt haben, oder sie wäre zum Eisklumpen erstarrt.

In den tropischen Gegenden besteht ein Überschuß an Wärmeaufnahme gegenüber der Wärmeabgabe. Umgekehrt verhält es sich in den Polgegenden. Die Störung dieses Gleichgewichts wird laufend durch die Aktivität ausgeglichen, die wir Wetter nennen.

Daß von den Tropen erwärmte Luft zu den Polen strömt, ist zum Beispiel lange bekannt. Die Einzelheiten und Funktionen des Kräftesystems, das wir Wetter nennen, sind aber weithin völlig ungeklärt. Deshalb sind die Wettervorhersagen mehr oder weniger Glückssache, Sie beruhen mehr auf Erfahrung als auf Erkenntnis. Die Wissenslücken sollen nun im Geophysikalischen Jahr gelöst werden. Denn es stehen, wie Dr. H. Wechsler vom US-Wetterdienst in der Zeitschrift "The Scientific Monthly" darlegte, gegenüber früheren Versuchen nicht nur außerordentlich verfeinerte Methoden und Instrumente zur Verfügung, sondern auch ein erdumspannendes Netz von meteorologischen Stationen, das die Beobachtungen der Laboratorien auf Bergen mit Hilfe von Ballonen und Raketen als Instrumententrägern um ein Vielfaches ergänzen kann. Die Ermittlung genauer Meß-

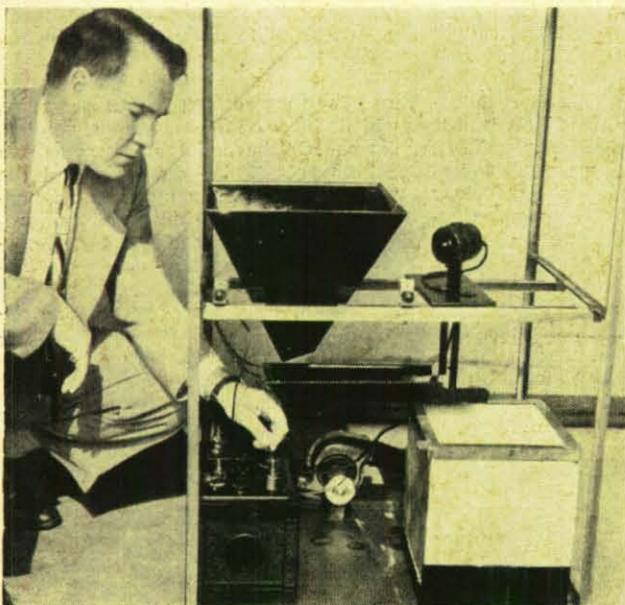
Die Beherrschung des Klimas, die sich lange Zeit auf die Bekämpfung von Frostschäden beschränkte, ist mit Hagelraketen und künstlichem Regen einen beachtlichen Schritt vorangekommen. Es handelt sich bislang jedoch nur um beschränkte Maßnahmen. Ob eine großräumige Klimabeeinflussung möglich ist, das wird sich nach Ablauf des Geophysikalischen Jahres zeigen. Wie nie zuvor ist ein Heer von Wissenschaftlern mit hervorragenden Instrumenten ausgerückt, um neue Erkenntnisse zu erringen. Das Wissen und die Macht, die durch die neuen Forschungen dem Menschen in die Hand gegeben werden, wird er sie im Guten oder im Bösen nutzen? Diese bange Frage sollte uns alle schon heute bewegen.

Nebel unterkühlter Tröpfchen sofort Eispartikelchen bilde. Damit war das Rezept des künstlichen Regens gefunden. Man kann Silberjodit als Rauch erzeugen und diesen in Regenwolken aufsteigen lassen. Nur kleine Mengen von Silberjodit sind dazu nötig. Koks wird damit getränkt und in Kohlenpfannen verbrannt. Das ist die billigste Methode. Wirkungsvoller und kostspieliger ist es, das Silberjodit vom Flugzeug auszustreuen.

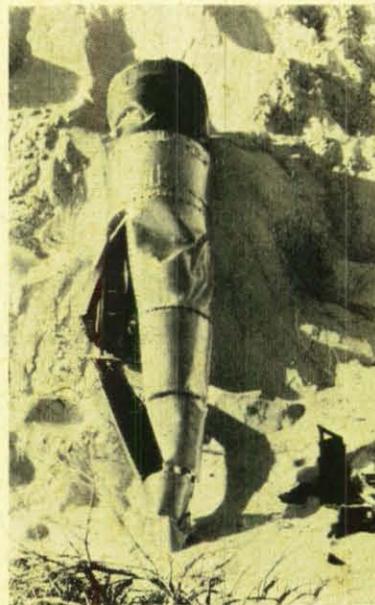
Voraussetzung für den künstlichen Regen ist natürlich eine vorhandene Luftfeuchtigkeit. Da das Silberjodit seine eisbildende Wirkung bei Tageslicht schnell verliert, empfiehlt es sich, den Regen nachts zu bestellen. Das hat den Vorteil, daß man am Tage trockenen Fußes spazieren gehen kann.

so könnten die Gebiete eines Gegners durch Regenmangel ausgedörrt oder durch Wolkenbrüche verheert werden. Große Olmengen, die aufs Wasser gegossen werden, können Orkane erzeugen und Stürme aus ihrer Bahn bringen.

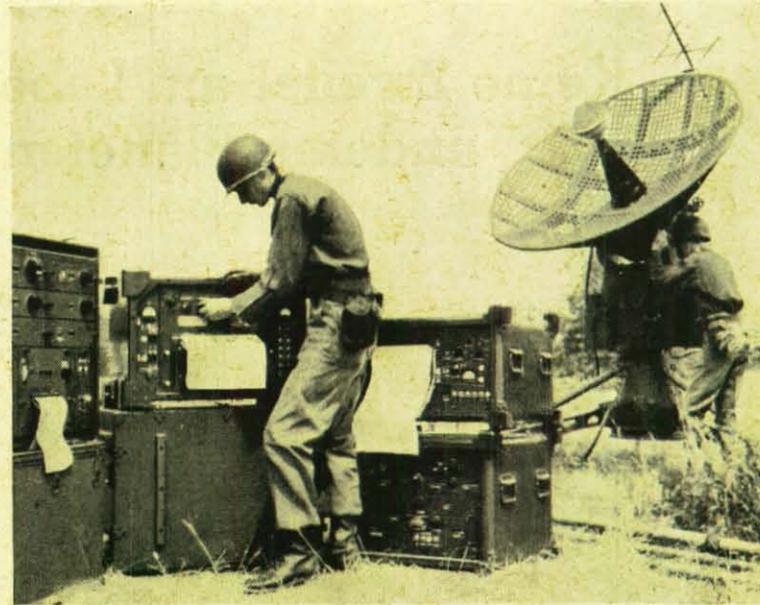
Wir befinden uns bei der Gestaltung des Klimas noch im Stadium kleinräumiger Experimente. Welche Fortschritte im Guten und im Bösen wird aber die Zukunft noch bringen? Wissen ist Macht. Die Ergebnisse des Geophysikalischen Jahres könnten die Voraussetzungen für einen Klimakrieg gewaltigen Ausmaßes schaffen. Zunächst geht es einmal darum, die Entstehung des Klimas genau zu ergründen. Das Klima eines Landes hängt nicht nur von seiner geographischen Lage und seiner



Ein kleiner Wettergott des 20. Jahrhunderts ist der inzwischen längst bewährte Regengenerator. Er besteht aus Batterie, Gebläse, Rauchentwickler, Füllrichter und Ventilator. Damit die im Rauch enthaltenen Silberjoditkristalle nach oben, bis zu den Wolken aufsteigen, wird die ganze Einrichtung kaminartig verschalt.



Der Nasenkegel einer Aerobee-Rakete kommt nach dem Flug in die Höhe mit wenig beschädigten Instrumenten zurück. 1957 wurden mehr als 100 Forschungsraketen hochgejagt.



Wetterberichte aus großen Höhen, die von den fliegenden Stationen der Ballone gefunkt werden, werden durch elektrische Kalkulatoren automatisch registriert. Während eine schalenförmige Antenne einen Ballon verfolgt, verzeichnen die Kalkulatoren Luftdruck, Feuchtigkeit, Temperatur, Windstärke und Windrichtung.

Kommando

Regen aus der Retorte Raketen gegen Hagel Wissenschaft im Vormarsch

daten über die in großen Höhen ablaufenden und für die Wetterbildung auf der Erde so wichtigen Vorgänge sind möglich geworden. Mit Höhengonden, die Geräte zur Registrierung des Luftdrucks, der Temperatur, Luftfeuchtigkeit, Windstärke, Windrichtung und der Höhenstrahlströme mit sich führen, können diese Erscheinungen bis zu Höhen von 30 000 Metern und mehr mit einer noch vor wenigen Jahren für unerreicht gehaltenen Genauigkeit erforscht werden.

Nach den bisherigen Ermittlungen hat es den Anschein, daß der Energietransport und das polwärts gerichtete Bewegungsmoment auf unendlich vielfältige Weise wirksam werden können — das heißt, durch Turbulenz- und Wirbelbildungen aller nur erdenklichen Größen und Richtungen. Gegen die Atmosphäre wirken jedoch eine ganze Anzahl von Barrieren, von denen die wichtigste der Reibungswiderstand mit dem „Untergrund“, der Erdoberfläche, ist. Er bewirkt, daß die Atmosphäre zusammen mit der Erde rotiert. Die Erdrotation, die Verteilung der Land- und Wassermassen, die topographische Gestalt und die Kräftwirkungen aus der inneren Reibung der Atmosphäre begrenzen alle auf die eine oder andere Weise die Anzahl der möglichen Bewegungsschemata der Luftmassen.

Es scheint, daß die horizontalen Wirbelströmungen, die mit den bekannten „Hochs“ und „Tiefs“ auf den Wetterkarten vergleichbar sind, in den Zonen der mittleren Breitengrade insbesondere als die Träger für den Transport von Energie, Luftfeuchtigkeit und Bewegungsmoment angesehen werden müssen. In niedrigeren Breitengraden sind es dagegen die großen vertikalen Strömungen, die sogenannten Hadley-Zellen. Diese erstrecken sich vom Äquator bis zum 30. Breitengrad und sind bis in 16 000 Meter Höhe wirksam.

Natürlich kann dieser Transport jederzeit vom errechneten Verlauf abweichen, verursacht durch die verschiedensten Faktoren, wie Änderungen von Bewölkung, Wind und Temperatur, die den Austausch von Energie und Bewegungsmoment zwischen Atmosphäre und Erde bestimmen. Diese Faktoren wiederum sind abhängig von Art, Umfang und Geschwindigkeit der Luftbewegungen, über die der Energie-, Feuchtigkeits- und Drucktransport erfolgt. Man ist noch weit davon entfernt, den Zyklus der Wechselwirkungen zwischen „Transportgut“ und Energieträger wie auch die Wechselwirkungen zwischen der nördlichen und südlichen Hemisphäre zu verstehen. Um so bedeutsamer ist es daher, den Bereich der Beobachtungen so weit wie nur irgend möglich zu ziehen.

Zur Klärung der aufgeworfenen Fragen sollen nicht nur die großen Meeres- und Tiefseeströmungen katalogisiert, sondern im einzelnen auch die Bedeutung der Ozeane als Wärme- und Luftfeuchtigkeitsspeicher, als Austauschregulator für biologisch wichtige Elemente (wie Natrium, Chlor, Kalium, Kalzium und Magnesium) und Gase (Kohlendioxid und Sauerstoff) erforscht werden; verschiedene der vom Meer an die Atmosphäre abgegebenen Salze und Elemente dienen als wichtige Kondensationskeime für Wolkenbildung und nachfolgende Niederschläge. Die Meere sind ein nahezu unbegrenzt aufnahmefähiger Speicher der Atmosphäre für Wärme, Feuchtigkeit und Kohlendioxid, während die Atmosphäre ihrerseits auf die oberen Wasserschichten der Weltmeere einen großen Teil ihrer Bewegungsenergie überträgt.

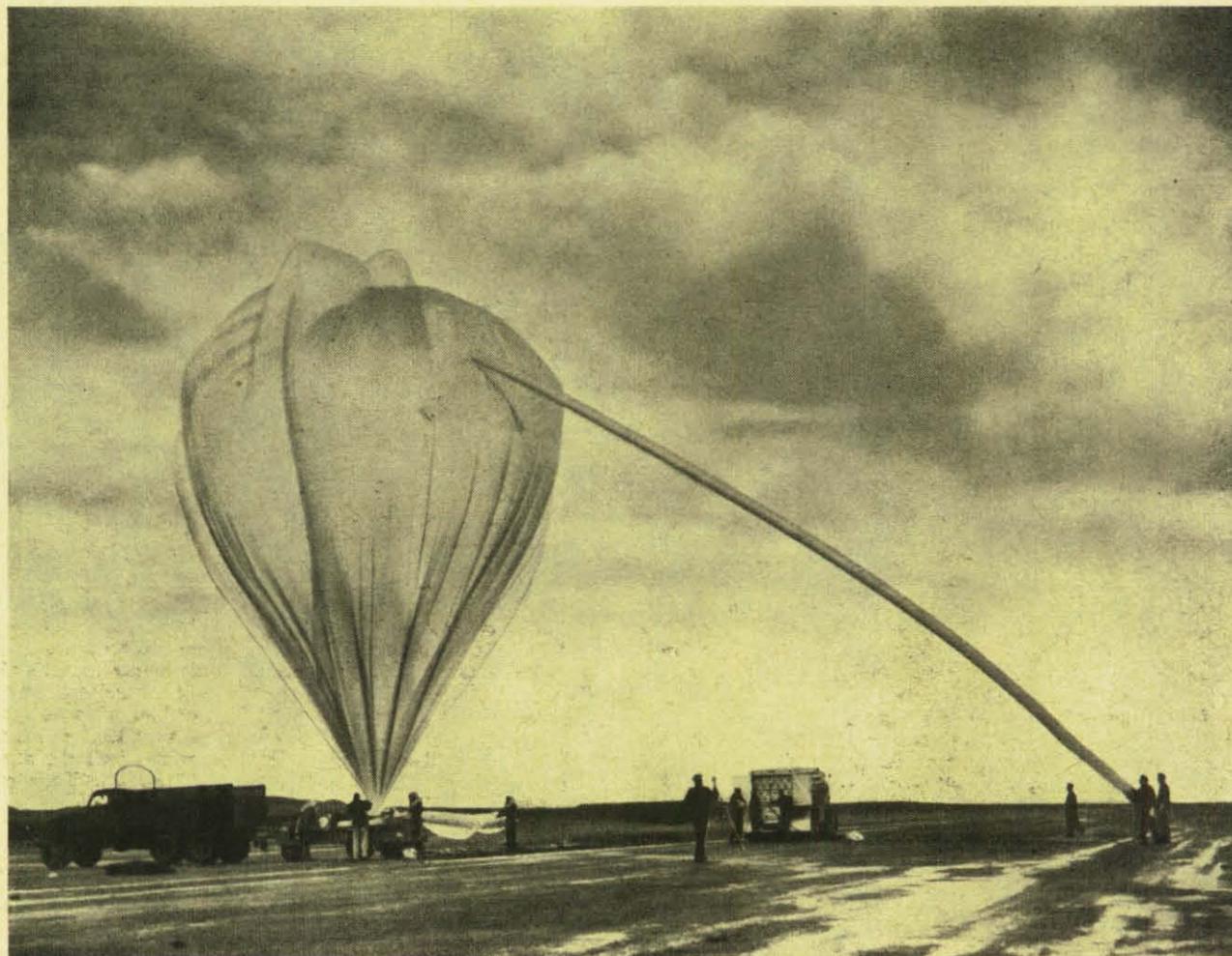
Der Anteil der Meeresströmungen am Transport der durch die Sonnen-

Fortsetzung auf Seite 21



Der künstliche Regen wird durch Silberjodit ausgelöst. 1946 entdeckte der amerikanische Forscher Dr. Bernard Vonnegut, den unser Bild bei Experimenten mit Silberjodit zeigt, daß dieser Stoff in unterkühlten Wolken kleine Eispartikelchen bildet und daß die Eispartikelchen Feuchtigkeit zu Regentropfen zusammenziehen.

Ein meteorologischer Ballon der US-Luftwaffe wird startklar gemacht. In 120 km Höhe wurden magnetische Stürme festgestellt, die durch elektrische Ströme von einer Stärke bis zu 10 Millionen Ampère verursacht werden. Darunter gibt es in etwa 60 km Höhe eine zweite, völlig neu entdeckte, elektrisch geladene Luftschicht.



Kampf dem Atomtod - aber wie?



So macht man es in England: Durch Zielgebietsanalysen versucht man die möglichen Schadenszonen eines Atombomben-Angriffes zu ermitteln. Als einfaches Hilfsgesetz dient diese Drahtkonstruktion für Planspiele.

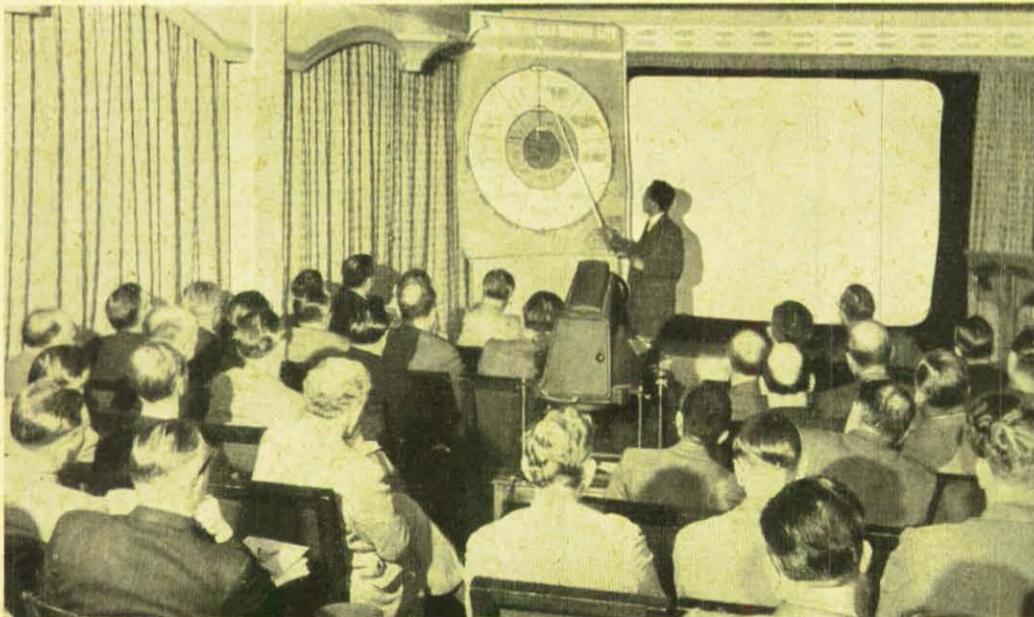
In Sonderlehrgängen werden die Führungskräfte des Zivilschutzes mit der rauhen Wirklichkeit eines Zukunftskrieges vertraut gemacht, denn auch die Engländer rechnen mit den tatsächlichen Auswirkungen gegnerischer Atomwaffen. Planspielartig wird der Umfang der möglichen Schadensgebiete dargestellt. Eine Methode, die sich überall bewährt hat.



Zivilschutz in England

Führungskräfte des Commonwealth absolvieren die Schule in Berkshire

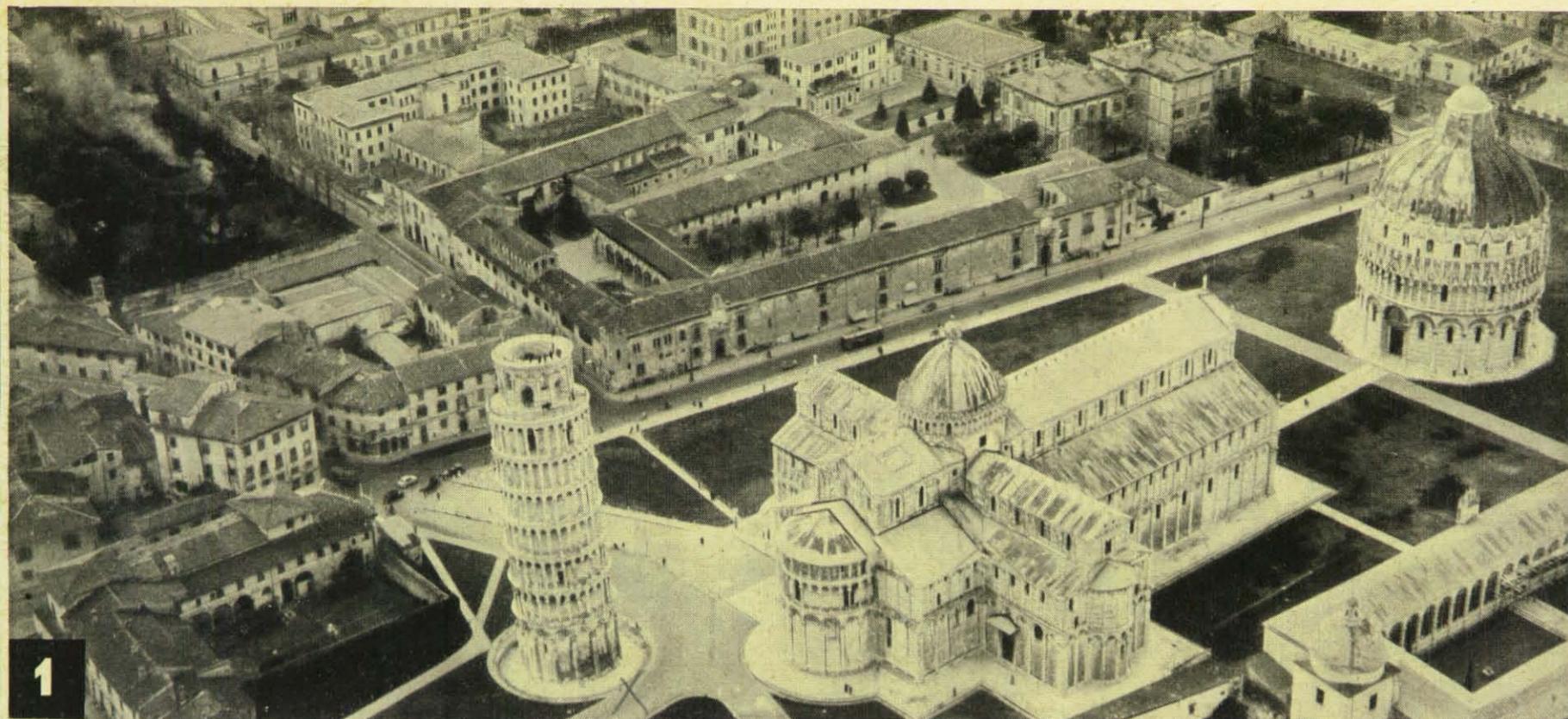
„England verzichtet auf alle Luftschutzmaßnahmen.“ Diese Meldung brachten vor einiger Zeit viele Zeitungen in der Bundesrepublik. In der Aktion „Kampf dem Atomtod“ konnte man hier und da eine ähnliche Behauptung hören. Wer grundsätzlich gegen alle Bemühungen um den Schutz der Zivilbevölkerung ist, sah hier ein willkommenes Argument für den eigenen Standpunkt. Die ZB-Illustrierte berichtete bereits in Nr. 19/1957 darüber, daß sie der Sache nachgegangen sei und daß es sich um eine Falschmeldung handelte. Großbritannien denkt nicht daran, auf zivilen Luftschutz zu verzichten. Im Gegenteil, die Regierung ist bemüht, alle Schutzmaßnahmen nach den allerneuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen auszubauen. — Hier ein erneuter Beweis für diese Tatsache: An einer zentralen Luftschutzschule werden die Führungskräfte des gesamten Commonwealth in Sonderlehrgängen ausgebildet. Schützenwollen setzt das Schützenkönnen voraus. Ähnlich wie an den zentralen Zivilschutzschulen anderer Staaten wird in England auf das Studium der möglichen Schutzmaßnahmen, entsprechend der bekannten Wirkung atomarer Waffen, größter Wert gelegt. Der Zivilschutz wird beschleunigt.



Aus allen Teilen des Commonwealth kommen die Lehrgangsteilnehmer der Luftschutzschule Englands. Mit den modernsten pädagogischen Hilfsmitteln wird auch dort unterrichtet. Bei allen Zivilschutz-Planungen geht man von den bekannten Wirkungen atomarer Waffen aus. Die wesentlichen Schutzmöglichkeiten, die man praktisch zu verwirklichen sucht, sind bekannt. Die Erstellung von Schutzbauten sowie die Ausbildung genügender Hilfskräfte wird in England als besonders vordringlich angesehen und behandelt.



Das ist überzeugend: Die neuartigen Strahlennachweis- und Meßgeräte zeigen selbst die äußerst geringe Strahlung des Leuchtzifferblattes einer Armbanduhr an. Auch an der Luftschutzschule in England werden die Teilnehmer über die neuesten Erkenntnisse der Atomphysik unterrichtet. Diese Männer erproben neue Geräte.



1

Aus der Vogelschau

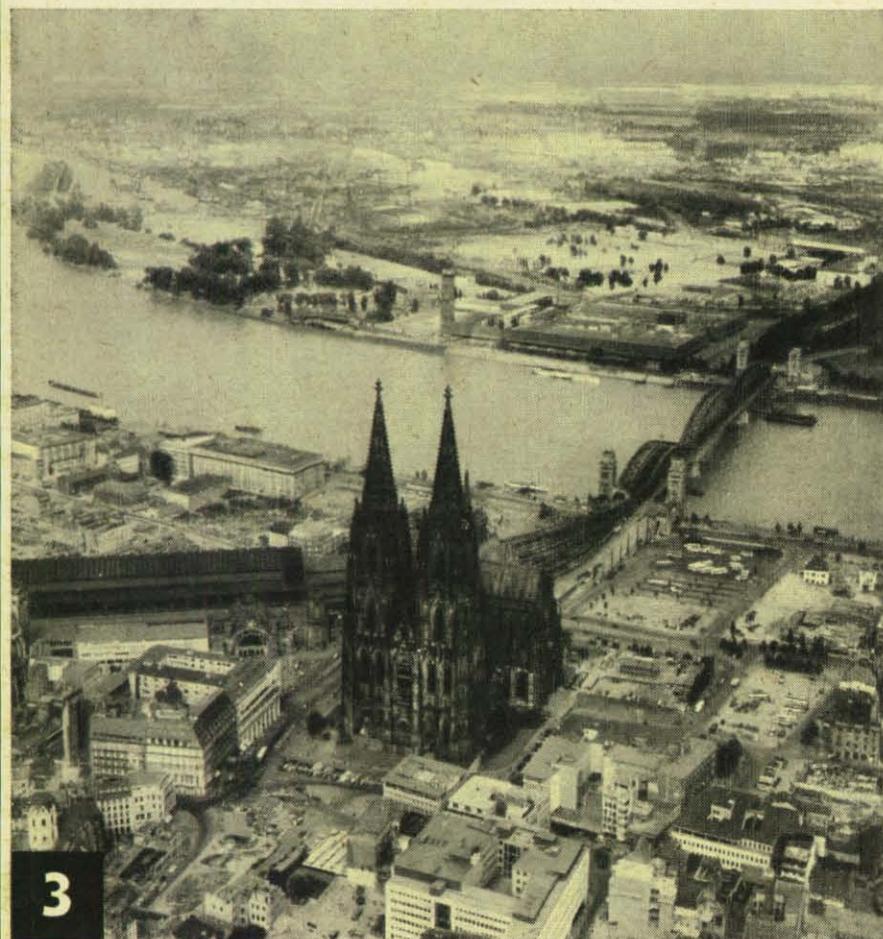
ZB-FOTO-QUIZ

Auflösungen auf Seite 16



2

1 Seine Versuche zur Erforschung des freien Falls hat der Physiker und Astronom Galileo Galilei in den Jahren 1589/92 von einem der in unserm Foto abgebildeten Gebäude vorgenommen. In welcher Stadt ist es zu finden, und wie nennt man es?

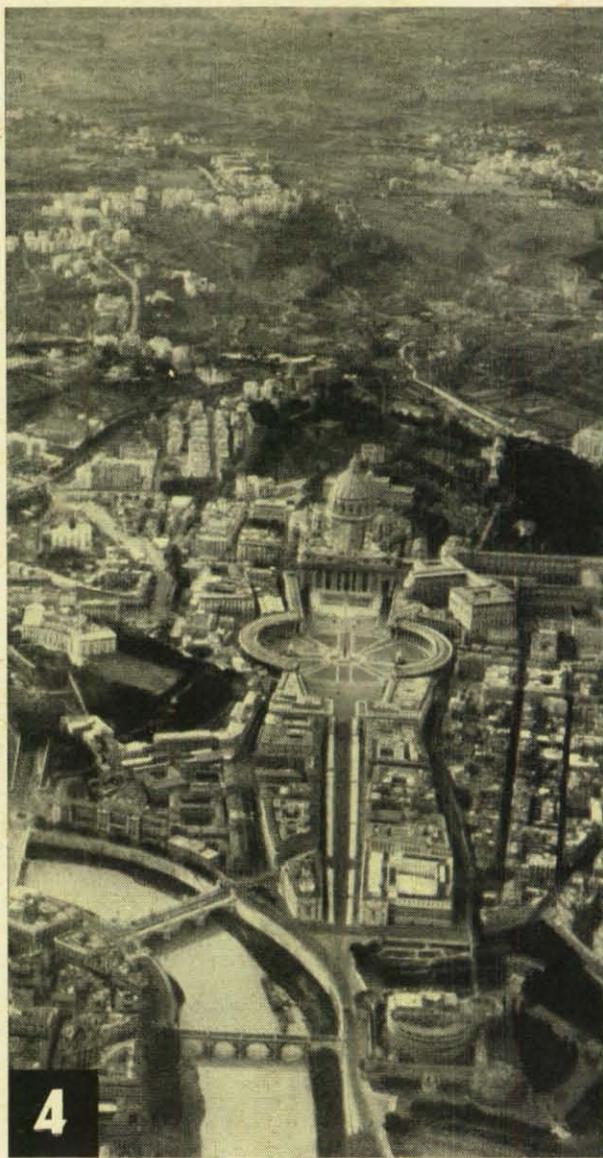


3

2 Im Jahre 15 v. Chr. gründete der römische Kaiser Augustus im keltisch-germanischen Gebiet eine Stadt, die heute die älteste Deutschlands genannt wird. Im Mittelpunkt unseres Fotos ist ein Bauwerk zu sehen, das noch aus der Römerzeit stammt. Wie heißt es und welches ist der Name der Stadt?

3 160 Meter hoch sind die Türme dieses Domes, dessen Bau im Jahre 1248 begonnen, aber erst im vorigen Jahrhundert beendet werden konnte. Wo steht der Dom und wie heißt er?

4 Auf mehreren Hügeln, zu beiden Seiten eines Flusses, ist diese Stadt gelegen, die zu den ältesten und bedeutendsten Kulturmittelpunkten der Welt gezählt werden muß. Die Kuppel der Kirche — siehe unser Foto — ist von Michelangelo erbaut worden. Wer weiß den Namen der Stadt und den der Kirche?



4

Unsichtbare HÄNDE

Fälscher wider Willen - ein Tatsachenbericht um dunkle Machenschaften von Hellmut Andics

Schlus

Am Weihnachtsabend des Jahres 1918 fielen diese Hände zum erstenmal jemandem auf — dem Goldschmied Alfredo Fasoli, der auf der Piazza di Spagna in Rom ein kleines Geschäft betreibt. Fasoli handelt mit Antiquitäten — das heißt, er versucht, elenden Schund den unerfahrenen (Kunden) Fremden als alte Kunst anzudrehen. Das taten hunderte „Kunsthändler“ seit Jahrhunderten in ganz Italien.

Welch schöne Hände der Kerl hat — denkt Fasoli in dem Augenblick, als er in einer Taverne in der Nähe seines Ladens einen Soldaten bemerkt, der eben heißhungrig einer Portion Spaghetti zu Leibe rückt. Neben sich hat der Soldat ein Paket stehen, und Fasolis geübte Augen erkennen durch ein paar Risse im Papier — Marmor.

„Hm“, macht er und greift nach dem Papier, reißt es auf, sieht eine unterarmgroße Madonnenstatue. „Hm, gehört sie Ihnen?“ Der Soldat nickt — er sagt nichts, er hat den Mund voll Spaghetti.

„Antik, nicht wahr? Ein schönes Stück. Gefunden?“

Wieder nickt der Soldat. Er sieht nicht besonders gut aus, er ist zerlumpt, unrasiert, ungewaschen — wie eben ein Soldat, der von der Front kommt.

Fasoli betrachtet die Statue. Gefunden? Gestohlen, urteilt er. Ein sehr schönes Stück. 15. Jahrhundert. Dafür könnte er leicht einen Käufer finden. Dafür könnte er tausend Lire verlangen — ach was, zweitausend, dreitausend Lire. Ein ausgesucht schönes Stück...

„Wenn Sie sie verkaufen wollen — ich gebe Ihnen — hundert Lire dafür! Einverstanden?“ Fasoli betrachtet den Soldaten aufmerksam und lauernd. Dem Kerl bleibt ja förmlich der Mund offenstehen — die Spaghetti plumpsen auf den Teller zurück.

Na also, natürlich gestohlen. Der Mensch hat keine Ahnung, was ihm da in die Hände gefallen ist. Fasoli zieht den 100-Lire-Schein aus der Hosentasche, legt ihn auf die Tischplatte. Die funkelnden Augen des Soldaten fixieren die Banknote, saugen sich fest wie hypnotisiert.

100 Lire! Ein Vermögen! Soldaten bekommen 40 Lire Monatssold — und hier liegen 100 Lire!

Dann geschieht etwas Unerwartetes. Die schlanken Finger des Soldaten legen sich auf den Geldschein, zerknüllen ihn — dann springt der Kerl plötzlich auf, stopft das Geld in seinen zerschissenen Mantel und rast fort — läßt seine Spaghetti, die halbe Karaffe Rotwein stehen, verschwindet im Gewühl der Straßenpassanten.

„Kennt Ihr den Kerl?“ fragt er den Wirt. Der zuckt die Achseln. „Ein Soldat — es gibt jetzt so viele Soldaten in Rom. Er ist Steinmetz, sagte er. Aus Cremona, sagte er...“

Fasoli war ein viel zu erfahrener Schwindler, als daß er nicht gewußt

Mit folgendem Satz schloß die vorangegangene Fortsetzung des Berichts: **Einsam und unbemerkt gestorben in einem Armeileutespital von Rom — das war das traurige Ende des Steinmetzgehilfen Alceo Dossena aus Cremona, dessen Hände einst die ganze Welt in Atem gehalten hatten.**

hätte, wie viel Geld sich aus dieser Statue schlagen ließe, wenn sie nur anständig präsentiert würde. Dazu aber ist sein kleiner Laden nicht geeignet. Die Madonna — die muß in ein vornehmes Geschäft, in ein Geschäft, das von weltberühmten Sammlern besucht wird. Und er kennt auch ein solches Geschäft. Es gehört Signor Palesi.

Signor Palesi wird inoffiziell der „Holzwurmkönig“ genannt. Diesen Namen verdankt er seinen Fähigkeiten, Fälschungen, vor allem Holzstatuen, mit allerlei chemischen Mätzchen so großartig herzurichten, daß sie aussehen, als hätten Jahrhunderte an ihnen genagt und ganze Generationen von Holzwürmern.

Zu Palesi geht also Fasoli mit seiner Madonna. Ein schönes Stück, ein sehr schönes Stück! Was sie kosten soll, will Palesi wissen.

Fasoli blinzelt den großen Kollegen vielsagend an.

„Zweitausend Lire, Signor!“

Palesi grinst. „Ich kenne Sie zu gut, Fasoli, Sie verstehen zu viel, um nicht zu wissen, daß diese Statue 10 000 Lire wert ist. Warum verkaufen Sie sie mir so billig, he?“

Fasoli grinst zurück. „Ich habe keine Kunden, die so viel Geld ausgeben können, Signor!“

Palesis Hände gleiten schmeichelnd über den herrlichen Faltenwurf der Statue. „Reden Sie nicht — etwas ist faul an der Geschichte. Woher haben Sie das Zeug?“

Fasoli versteht wirklich zu viel von seinem Geschäft, und er weiß genau, daß Palesi mehr versteht. Also lieber die Wahrheit sagen. Und dann sagt er die Wahrheit. Palesi hört aufmerksam zu. Dann schüttelt er den Kopf.

„Gestohlen ist sie nicht. Wenn ein solches Stück verschwindet, weiß man das drei Tage später auf der ganzen Welt. Die Madonna ist falsch!“

„Aber Signor!“ — Fasoli ist ehrlich erschrocken. Falsch? Diese herrliche Madonna? Niemals!

„Sie sagten doch, der Kerl ist Steinmetz. Warum soll er sie nicht selbst gemacht haben?“ Er denkt nach...

Wenn der Kerl die Statue selbst gemacht hat, dann ist er ein Genie. Der Entwurf, die Proportionen, die Leichtigkeit, mit der der Meißel geführt ist — wirklich, ein Genie. Ein solches Genie sucht Palesi schon lange. Neuerdings gibt es verflucht viele Amerikaner in Rom. Warum soll man ihnen die Dollar nicht abnehmen, denkt Palesi. Sie verstehen nichts, gar nichts, sie kön-

Grabstein eines jungen Mannes aus dem frühen vierten Jahrhundert vor Christi Geburt. Das Kunstwerk wurde bei Delos in Griechenland gefunden und ist vom Britischen Museum in London aufgekauft worden.

nen leichter betrogen werden als alle anderen harmlosen Touristen, die bisher in Italien angeschmiert worden sind.

„Hören Sie“, sagt Palesi, „ich kaufe Ihnen dieses Ding ab um 2000 Lire. Und ich gebe Ihnen noch einmal 2000 Lire, wenn Sie mir den Kerl bringen, der Ihnen die Madonna verkauft hat. Einverstanden...?“

Palesi liefert alles

Der Soldat hat die 100 Lire genommen und ist fortgelaufen. Er rennt ein paar Straßen weiter, bis er ein heftiges Stechen in der Lunge spürt und

stehenbleiben muß. Verflucht, denkt er, wenn sie mich erwischen...

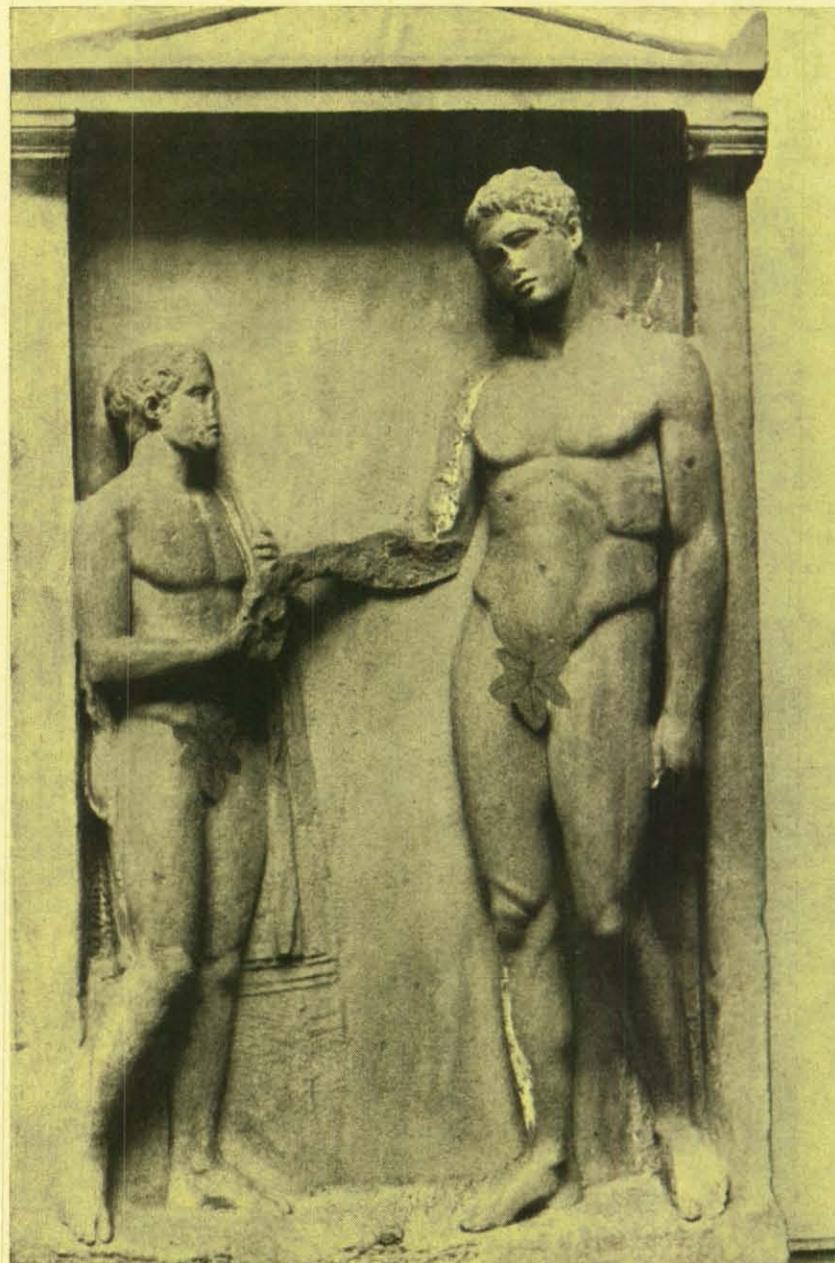
Der Soldat heißt Alceo Dossena. Er ist 40 Jahre alt, sein Haar ist grau, sein Gesicht verhärtet. Er ist ein armer Hund, dieser Alceo Dossena. Er war vier Jahre Soldat, er hat eine Frau und Kinder. Frau und Kinder haben Hunger. Er ist ein Lump, wenn er getrunken hat und ein hübsches Mädel sieht, aber im Grunde seiner Seele liebt er nur seine Theresina. Die hundert Lire haben ihm den Verstand geraubt, als er sie so vor sich liegen sah. 100 Lire — das heißt Wein, Fleisch, einen fetten Weihnachtsbraten — und ein neues Kleid für Theresina. Wenn der Kerl, dieser Fasoli, so dumm ist, zu glauben, daß die Madonna antik ist, was kann er dafür!

In Cremona, wo er in der Kunstgewerbeschule arbeitete, hat er Grabsteine und Brunnenreliefs gemeißelt. Er hat ganz schön verdient, oft hundert Lire in der Woche — besonders dann, wenn er Aufträge bekam, alte Denkmäler oder Statuen aus der Renaissance auszubessern. Das war seine Spezialität. Er verstand es wie kein zweiter in Cremona, seine Arbeiten an das Original anzugleichen, ihnen jenen Schimmer der Verwitterung zu geben, die ihnen sonst nur Jahrhunderte verleihen. Aber 100 Lire für eine einzige Statue — der Goldschmied muß blind oder verrückt gewesen sein. Und deshalb ist Dossena fortgelaufen — fortgelaufen, bevor Fasoli noch bemerken konnte, daß er betrogen worden ist.

Ein Weihnachtsbraten, Wein, ein neues Kleid — ach, wie wird sich Theresina freuen...?

Nur diesem Fasoli darf man nicht mehr in die Hände fallen!

Alceo Dossena fällt dem Goldschmied Fasoli aber doch in die Hände. Fasoli hat den Steinmetzgehilfen tagelang gesucht, er lungerte bei allen Kasernen herum, in denen Luftwaffeneinheiten untergebracht waren — die Luft-



waffenuniform hat Fasoli in Erinnerung. Es sind nicht die 2000 Lire, die ihn reizen, die 2000 Lire, die der „Holzwurmkönig“ versprochen hat. Nein, ein so schäbiger, kleiner Gauner ist Alfredo Fasoli nicht! Wenn Palesi mit seiner Entdeckung Geschäfte machen will — und dieser dumme Kerl aus Cremona ist schließlich seine Entdeckung —, dann nur auf Beteiligung. Jawohl...

Tausende Lire. Zehntausende. Hunderttausende! In den schmalen weißen Händen dieses schmierigen Soldaten liegen Millionen. Als Alceo Dossena den Goldschmied Fasoli eines Tages plötzlich vor sich stehen sieht, erschrickt er zu Tode. Doch Fasoli lächelt freundlich. Er will sein Geld nicht zurück. Im Gegenteil — er will noch eine Statue. Er bietet 200 Lire.

200 Lire! Dossena reißt Mund und Augen auf. 200 Lire.

„Wie soll sie denn aussehen, die Madonna?“

Fasoli grinst heimtückisch. „Nun — so, als sei sie ein paar hundert Jahre alt — und lange in der Erde gelegen! Verstehen Sie?“

Dossena versteht. Das ist ein Kinderspiel für ihn.

„Haben Sie Modelle — Zeichnungen — Vorbilder?“ fragt Fasoli.

Dossena lacht geringschätzig. „Wozu? Das mach' ich alles aus dem Gedächtnis. Nächste Woche können Sie Ihre Statue haben!“ Acht Tage später ist die Statue fertig. Fasoli verkauft sie um 3000 Lire an den Holzwurmkönig. Und der Holzwurmkönig ist mit Fasolis Vorschlag einverstanden, das Talent des Steinmetzgehilfen aus Cremona gemeinsam auszuwerten. Sie lassen sich Dossena kommen. Palesi ist ein Kavalier, er setzt dem vorliegenden Soldaten Champagner vor, läßt ihn mit Kaviar und Lachs bewirten. — Alceo denkt an seine Theresina, die noch nie Champagner getrunken, noch nie Kaviar und Lachs gegessen hat. Er sagt ja, auf alles sagt er ja. Ob er auch größere Statuen machen könne? Natürlich kann er das. Auch solche, die so aussehen, als ob sie aus der Antike stammen? Aber selbstverständlich...

„Ich brauche eine Werkstatt“, sagt Dossena.

„Die bekommst du, mein Freund...“

„Und ein oder zwei Gehilfen, Signor!“

„Ein ganzes Dutzend, wenn du willst!“

„Und Marmor aus Carrara, Signor, nicht diesen Mist — und Chemikalien für die Patina.“

„Du bekommst alles, was du brauchst, mein Lieber, du sollst ein berühmter Mann werden. Ein reicher Mann. Wir geben dir — — tausend Lire...“

„Im Monat?“ stößt Dossena hervor. Seine Augen glänzen. Er ist Champagner nicht gewöhnt, er glaubt, das elegante Arbeitszimmer des Holzwurmkönigs drehe sich im Kreise um ihn.

„Wohin denkst du — ein Künstler wie du —, in der Woche natürlich!“ Dossena schnappt nach Luft. „Tausend Lire — in der Woche —, Signor, ich mache alles für Sie. Solche Statuen, wie ich sie für Sie machen werde, hat Italien noch nicht gesehen...“

Signor Palesi reibt sich die Hände. Nun wird er also endlich die Wünsche seiner zahlungskräftigen Kundschaft aus Übersee erfüllen können. Nun kann er endlich seinen alten Geschäftsgrundsatz wahr machen: Signor Palesi liefert alles!

70 Millionen Lire

„Du sollst ein berühmter Mann werden —“, hat Palesi dem Steinmetzgehilfen Dossena aus Cremona versprochen. Nun — den Namen Alceo Dossena hat in den nächsten acht Jahren niemand gehört. Dossena wurde nicht berühmt. Dossena bekam ein kleines Atelier beim Lungotevere von Rom und ein Dutzend Gehilfen — er bekam überhaupt alles, was er brauchte. Den schönsten Marmor, die besten Werkzeuge, jede erdenkliche chemische Substanz, um seine Arbei-

ten zu behandeln —, er bekam auch eine Menge Geld. Oft viel mehr als tausend Lire pro Woche. Palesi schickte Wein kistenweise. Er ließ jeden Samstag einen überbeladenen Korb mit feinsten Leckerbissen an Theresina abgehen. Theresina trug schöne Kleider und elegante Schuhe. Dossena besoff sich ein paar Mal die Woche in den Tavernen des Lungotevere und lief dann den halbwüchsigen Mädchen mit ihren schlanken Beinen nach, aber er liebte nur Theresina. Sonntags ging er mit ihr zur Kirche. Nachmittags wanderten sie vor die Stadt und freuten sich über ihr Glück. Und beide waren sich einig in der Ansicht, daß Signor Romano Palesi, den man den Holzwurmkönig nannte, der großartigste Mann der Welt war.

Berühmt wurde in diesen acht Jahren Signor Romano Palesi. Berühmt und reich. Er belieferte die ganze Welt mit herrlichen antiken Statuen und wunderschönen Marmorarbeiten. Er lieferte alles — vom griechischen Altertum bis zum Barock. Und alles einwandfrei. Seine Spezialität waren echte Donatellos. Es gab nichts Teureres auf dem Kunstmarkt. Und es gab keinen amerikanischen Sammler, der nicht zu Palesis Kunden gehört hätte. Seine Gesamteinnahmen betrugen bis 1927 70 Millionen Lire. Wenn man Signor Palesi nach der Quelle seiner Schätze fragte, lächelte er geheimnisvoll. Man verstand — es lag auf der Hand, daß Palesi die bis dahin der Öffentlichkeit verborgen gebliebene Sammlung eines verarmten Aristokraten abkaufte. Man wollte nicht taktlos fragen, um sich das Geschäft nicht zu verderben. Angesichts der Qualität seiner Lieferungen war es schließlich auch gleichgültig, woher Signor Palesi seine Schätze bezog.

Auf den Gedanken nämlich, daß die Kostbarkeiten auch falsch sein könnten — nein, auf diesen Gedanken kam acht Jahre lang niemand. Im Gegenteil — die berühmtesten Fachleute der Welt schrieben acht Jahre lang über jede neue Entdeckung des Signor Palesi lange, begeisterte Abhandlungen.

Daß es einen Signor Alceo Dossena gab, erfuhr kein Mensch. Bis 1927 zwei Dinge geschahen...

Romano Palesi verhandelt 1927 mit New York. Miß Ellen Frick hat sich an ihn gewendet. Ellen Frick ist die Erbin des 1921 verstorbenen Stahl- und Maschinenindustriellen Frick, und Frick war Besitzer der schönsten

amerikanischen Privatsammlung. Viel schöner, viel wertvoller als die Morgan-Sammlung, denn Frick verstand etwas von Kunst, und er kaufte nur das Beste vom Besten. Ellen Frick hatte das Palais ihres Vaters an der Fifth Avenue zu einem herrlichen Museum ausgebaut, und nun wollte sie für den Stiegenaufgang, sozusagen als Krönung der Kollektion, eine Marmorarbeit. Geld spielte keine Rolle.

Es gab nur einen Mann, der so etwas liefern konnte: Palesi. Und Palesi war bereit zu liefern. Er wußte: das mußte das großartigste Geschäft seines Lebens werden. Aber dafür mußte er auch die großartigste Sache liefern, die Italien bieten konnte.

Einer Ellen Frick konnte man keinen Schmarren anhängen.

Der große Palesi ging persönlich in die Werkstatt seines Freundes Dossena. „Ich brauche etwas, das herrlicher ist als alles andere, das du bisher für mich gemacht hast. Einen Sarkophag, am besten...“

Dossena schmierte ein paar Striche an die weiße Wand seines Ateliers. „So vielleicht: ein Grabmal — ein Sarg, ein Mädchen darauf, Säulen links und rechts, und Reliefs — so...“

Er zauberte mit seinem Kohlestift ein wahres Wunderwerk an die Wand. Palesi war fasziniert.

„Einverstanden. Wenn es gelingt —“

„Alles gelingt! Habe ich schon einmal etwas verpuscht?“

„Ich weiß, Alceo. Aber gib dir Mühe. Es muß dein Meisterwerk werden. Ich bezahle dir — 25 000 Lire dafür!“

25 000 Lire. Eine ungeheure Summe. Dossenas Gesicht lief rot an. Für diese 25 000 Lire konnte er endlich das kleine Häuschen kaufen, das Theresina so gut gefiel. Sie sollte endlich ihr eigenes Haus haben...

Bevor Palesi noch die Werkstatt verlassen hatte, stand Dossena schon an seinem Arbeitsplatz und begann mit Ton das Modell zu formen.

Eine Stunde später diktierte Palesi in seinem Büro einen Brief an Miß Frick, in dem er ihr das Grabmal eines jungen Mädchens aus der Familie Savelli anbot — einen Sarkophag, den man eben erst in einer halberfallenen Kapelle gefunden hatte. Der Besitzer, ließ Palesi durchblicken, sei niemand geringerer als seine Heiligkeit der Papst — natürlich dürfe darüber nicht viel geredet werden.

In der nächsten Nummer beginnt:

Frau unter fremden Frauen

Ein mitreißender Erlebnisbericht von **MARCELLA D'ARLE**, der Autorin unserer Erfolgsserie: **Ich war in Mekka**

Der Preis beträgt 6 Millionen Lire.

Einen zweiten Brief schrieb Signor Palesi an seinen Freund, einen päpstlichen Archivar. Er enthielt den Auftrag, die Dokumente dafür zu besorgen, die bestätigen konnten, daß es sich bei dem Grabmal um eine Arbeit Mino da Fiesoles für die Familie Savelli handelte.

Miß Ellen Frick telegraphierte sofort ihr Einverständnis und bat um Fotografien. Diese Fotografien, nebst Fotokopien der Dokumente erhielt sie nach drei Monaten. Diese Fotos zeigten wahrhaftig das herrliche Kunstwerk, das ein Renaissancekünstler schaffen konnte.

Miß Ellen Frick war jedoch vorsichtiger, als Palesi erwartet hatte. Mit der Unvoreingenommenheit der echten Amerikanerin traute sie jedem Menschen jede Schlechtigkeit zu. Sogar dem Papst. Und deshalb schickte sie ein paar Leute nach Rom, um sich die ganze Sache an Ort und Stelle einmal anzusehen. Einer von ihnen war der Venezianer Balboni, ein Kunsthändler, der, als Ellen Fricks Einkäufer, an dem Grabmal einige tausend Dollar Provision verdienen wollte.

Und dieser Signor Balboni stand eines Tages vor der Werkstatt des Steinmetzgehilfen Alceo Dossena, den man ihm als geschickten Restaurator empfohlen hatte. Als sie eben darüber sprachen, wie man es anstellen mußte, um bei Restaurierungen die ergänzten Stücke mit der Patina des Originals zu versehen, zeigte Balboni dem Steinmetz die Fotos des Grabmals, das er für Miß Frick kaufen sollte. Was er davon halte...?

Dossena grinste. „Was ich davon halte? Haha — das ist meine beste Arbeit, ich halte sehr viel davon. Auch Donatello hätte es nicht besser können!“

Balboni grinste zurück. „Guter Witz. Das ist ein echter Mino da Fiesole...“

Schallendes Gelächter antwortete ihm.

„Mino da Fiesole — haha. Das habe ich gemacht. Ich, mit meinen eigenen Händen“, und er hielt dem verblüfften Venezianer seine zarten, weißen Hände unter die Nase.

Balboni glaubte zuerst, einem Größenwahnsinnigen begegnet zu sein. Doch Dossena sah sich in seiner

(Fortsetzung Seite 12)

Unsichtbare Hände

Fortsetzung von Seite 11

Künstlerehre gekränkt. Er zeigte dem Händler die ersten Entwürfe, er zeigte ihm das Tonmodell, er zeigte ihm den zwei Meter tiefen Schacht in der Werkstatt, in die er seine Arbeiten dem Säurebad aussetzte, das dann die herrliche Patina hervorrief — und er zeigte ihm ein paar Statuen, an denen Balboni versuchen durfte, ob sich diese Patina abkratzen ließ. Sie ließ sich nicht! Die Zusammensetzung der Säuremischung verriet Dossena allerdings nicht. Er sagte nur:

„Ich habe 25 000 Lire dafür bekommen!“

Nun aber lachte plötzlich Balboni. „25 000 Lire! Wissen Sie, wieviel Palesi für das Grabmal der Savelli verlangt? — Sechs Millionen! Jawohl, sechs Millionen!“ Und dann ging er, um Skandal zu schlagen.

Das Ende des Fälscherkönigs

Vielleicht hätte sich die Geschichte noch einrenken lassen, wäre eben damals nicht ein zweites Ereignis eingetreten. Theresina starb. Theresina, die Dossena so geliebt hatte. Sie war keine Schönheit mehr gewesen, immerhin schon eine üppige Frau an die Fünfzig, und Dossena war kein Kostverächter. Aber er liebte Theresina über alles. Ihr Tod zerbrach ihn. Ihr Tod — und die Enttäuschung darüber, daß Palesi ihn jahrelang betrogen hatte. Um seinen Ruhm, der größte lebende Bildhauer zu sein — und um Millionen Lire. Dossena hatte geglaubt, glänzend zu verdienen — und nun erfuhr er, daß er mit einem Bettel abgefunden worden war.

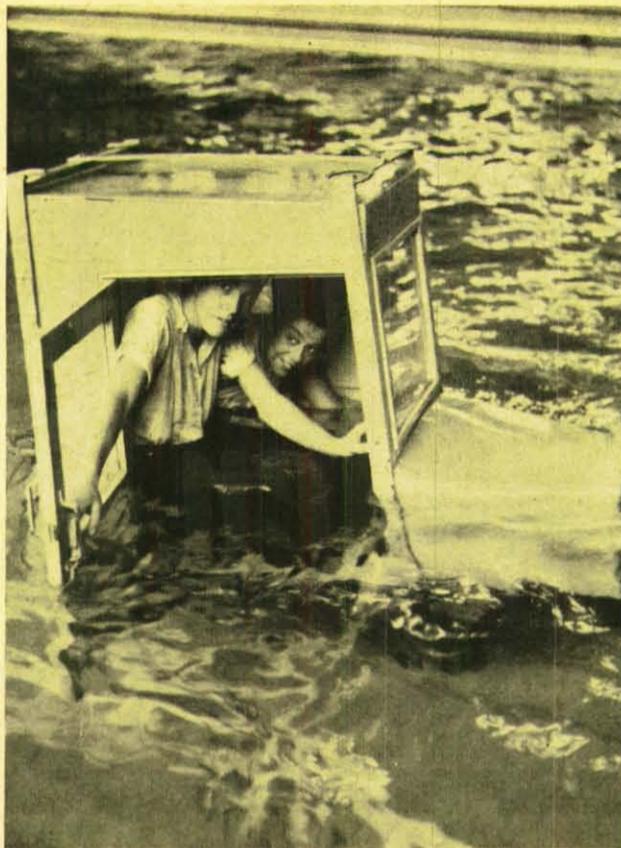
Und während der am ganzen Körper zitternde Holzwurmking Palesi den Venezianer bereits so weit gebracht hatte, daß man den ganzen Fall zu vertuschen bereit war — um Miß Frick, Balboni selbst und den gesamten Kunsthandel nicht zu blamieren —, trank sich der unglückliche Alceo Dossena einen gräßlichen Rausch an und lief zu einem Rechtsanwalt, um gegen die beiden Kompagnons Palesi und Fasoli die Klage einzureichen. Der Skandal war da. Er erschütterte die ganze Welt. Kunstwerke, die in den letzten acht Jahren um 70 Millionen Lire an die größten Museen zweier Kontinente verkauft worden waren, erwiesen sich als Fälschungen. Allerdings — was für Fälschungen! Über Nacht wurde Dossena nun endlich weltberühmt. Ganze Kolonnen von Kunstsachverständigen pilgerten zu seinem Atelier. Sie beobachteten ihn verzückt, wie er mit spielerischer Leichtigkeit jeden Stil, jede Technik von zwei Jahrtausenden beherrschte. Er war kein Fälscher im gewöhnlichen Sinne, er kopierte nicht, er brauchte keine Vorbilder, keine Anhaltspunkte, keine Hilfsmittel — er hatte nur seine Hände. Gottbegnadete Hände. In ihnen lebten zwei Jahrtausende. Er war ein einmaliges Genie, für dessen Existenz es keine Erklärung gab.

Er war es gewesen. Man überhäufte ihn mit Aufträgen. Man war bereit, nun ihm selbst Millionen zu bezahlen. Aber er arbeitete nicht mehr. Er konnte nicht, er war fertig. Ohne Theresina war das Leben für ihn wertlos. Er geisterte durch sein leeres Haus, es hielt ihn nicht in den Räumen, in denen er sie gesehen, geliebt hatte. Es hielt ihn nicht in der Werkstatt. Er zog durch die Schenken Roms.

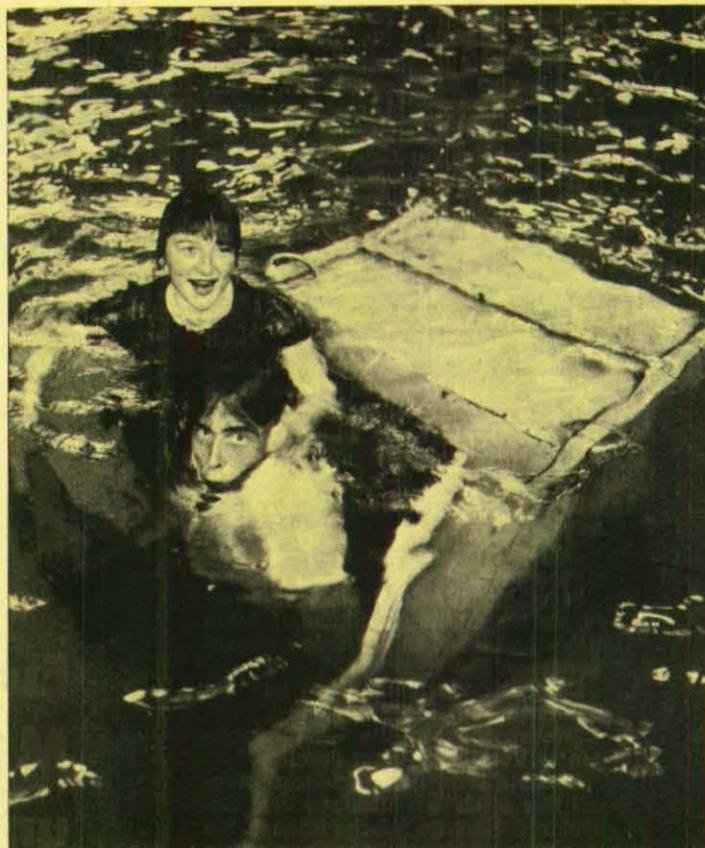
Acht Jahre nach dem Skandal, der die Welt erschüttert hatte, starb er. Einsam, im Armeleutespital eines römischen Elendsviertels. Erst nach ein paar Monaten kam man durch Zufall dahinter, daß der versoffene Kerl Dossena gewesen ist. Der große Alceo Dossena.

Der Arzt, der den Totenschein ausgestellt hatte, erinnerte sich eben nicht, wo er den Namen des alten Mannes schon einmal gehört hatte. Ihm fielen nur die Hände auf. Die zarten, schlanken, gottbegnadeten Hände.

E N D E



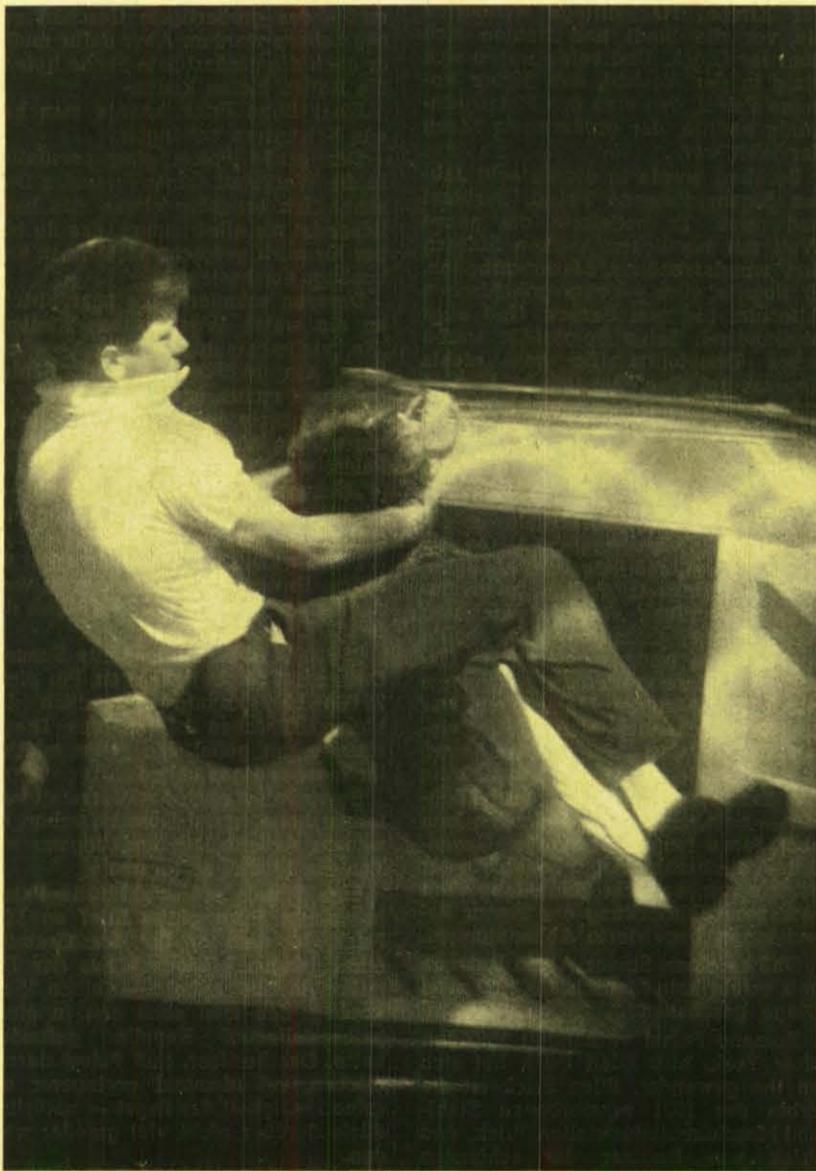
Das Versuchsauto taucht unter! Und damit beginnt die Generalprobe, der sich hier zwei Teilnehmer der Fahrschule in Appeldoorn freiwillig unterziehen, um für den Ernstfall gerüstet zu sein. Ihre Aufgabe besteht darin, sich aus dem im Wasser versunkenen Auto zu retten, ohne dabei die Ruhe zu verlieren.



Sie haben gut lachen! Wer die schwierige Generalprobe so gut besteht wie sie, braucht vor Unglücksfällen dieser Art keine Angst mehr zu haben. In einem so wasserreichen Gebiet wie Holland haben diese Übungen mehr als irgendwo anders ihre Berechtigung, kann dort doch leicht einmal etwas passieren.

Rutsch unter Wasser

Gesichert gegen Unfälle durch Führerschein mit Taucherpraxis
In Holland wird gelehrt, wie man sich retten kann, wenn ...



Morgen schon kann es jedem von uns passieren. Darum wäre es gut, wenn das Beispiel der Fahrschule in Appeldoorn Schule machte, auch anderswo. Erteilt sie doch neben dem üblichen Fahrunterricht auf Wunsch auch Anweisung darüber, wie man sich verhält, wenn man unfreiwillig mit dem Auto unter Wasser gerät. Zum ersten und wichtigsten Gebot erklärt sie: Nur die Ruhe macht's! Nervosität und Panik sind immer von Übel und unter Wasser erst recht. Hatte man während der Fahrt das Fenster geöffnet, so muß es nun sofort geschlossen werden. Das Wasser kann nicht so schnell eindringen. Zwar wird es dennoch langsam durch die Ritzen einsickern, doch gewinnen die Verunglückten dadurch etwa fünf bis zehn Minuten Zeit, genug, um sich alle notwendigen Handlungen zu überlegen. Auch ist es gut, sofort die Scheinwerfer und das Licht im Wagen anzustellen. Es weist den Rettern den Weg und erleichtert die Bergungsarbeiten. Außerdem: alle Insassen müssen so schnell wie möglich in den vorderen Teil des Autos klettern. Das erleichtert manches. Wenn das Wasser im Wagen nicht mehr steigt, ist der Zeitpunkt des Handelns gekommen. Eine der Vordertüren dürfte sich durch den Überdruck im Auto leicht öffnen lassen. Sollte das nicht der Fall sein, dann muß ein Fenster heruntergedreht werden. Auf gar keinen Fall darf man es aber einschlagen, sollen sich doch die Verunglückten durch diese Öffnung hindurchzwängen, was auch meist ganz gut geht. Vor dem Verlassen des Wagens hole man noch einmal tief Luft und stoße sich nach oben ab. Das Wasser tut dann schon das seine und trägt den Körper von ganz allein an die Oberfläche. Und wer soweit gekommen ist, erreicht auch das Ufer.

◀ **Mit kräftigen Stößen** versucht der Schwimmer mit seiner Partnerin an die Wasseroberfläche zu gelangen. Auf dem Rücken liegend, zieht er sie am Kopf — siehe unser Bild — hinter sich her.

In jedem Jahr, wenn der Frühling seinen Einzug hält, kommen in Herrsching am Ammersee ein paar Dutzend junge Männer zusammen. Sie alle haben den Wunsch, Berufstaucher mit einem richtigen Patent zu werden. Und das erreichen sie durch Teilnahme an einem Lehrgang für Tiefseetaucher, den die Rhein-Main-Donau-AG regelmäßig aufzieht.

Das Patent vom Ammersee

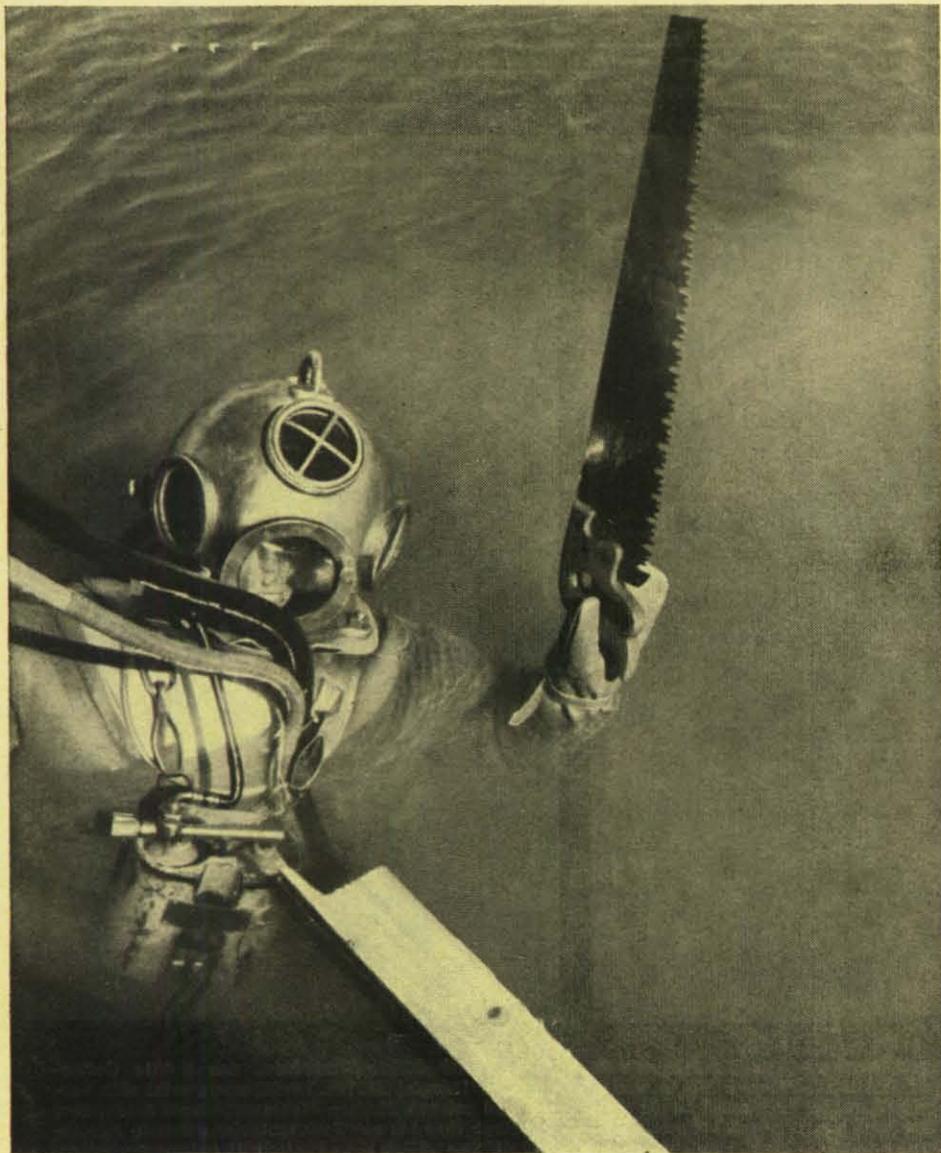
In den großen Hafenstädten der Küste voll anerkannt

Im grünen Ammersee schwimmt eine Insel. Keine aus Erde, Gras und Röhricht. Nein, eine, die verankert werden muß, damit sie festliegt. Im übrigen besteht sie aus Brettern, Eisen, Blech und trägt einen Holzschuppen. Und dieser Schuppen ist wichtig. Um ihn kreist vom frühen Morgen an reger Betrieb. Männer kommen und gehen, werden umgezogen und verwandelt, in Unterwassergeschöpfe, sprich Taucher, zum Beispiel. Dazu bedarf es einer Gummihaut, der unförmigen Taucherhaube und schwerer Bleipackungen. Jedem der also Umgestalteten steht eine Sicherungsmannschaft zur Verfügung. Sie bedient die Sauerstoffpumpe, paßt auf Zugseile, Sicherungsleine, Sauerstoffschlauch und Telefonkabel auf. Der Taucherlehrling aber steigt geruhsam in die Tiefe, manchmal bis zu achtzig Meter, hinab und erfüllt im tiefen Schlamm des Gebirgssees, in der Dunkelheit des trüben Wassers, seine Aufgabe. Das ist nicht so einfach und erfordert oft einen sechsten Sinn. Aber die meisten schaffen es doch. Weil sie es wollen. Sie kommen aus den verschiedensten Berufszweigen, sind Handwerker, ehemalige aktive Marine-soldaten, Techniker und Ingenieure. Aber sie alle kennen nur ein Ziel: Sie wollen Tiefseetaucher werden, mit einem richtigen Patent, um sich damit ihren Lebensunterhalt einmal verdienen zu können. Und das ist hier durchaus möglich. Ja, noch mehr. Denn wer das Taucherpatent vom Ammersee in der Tasche hat, der kommt überall unter.

Mit Sachkenntnis verschraubt wird hier der Taucherhelm mit der dazugehörigen bleiernen Halskrause. Auch im Rücken, am Steiß und an den Beinen hat der Taucher Bleiklumpen mit sich zu schleppen.



Ein Taucheranzug hat Tücken! Kräftige Fäuste sind daher erforderlich, um ihn dem Taucher über den Leib zu ziehen. Die dicke, wollene Kleidung soll vor der Kälte in der Wassertiefe schützen.



Nach erfülltem Auftrag! In etwa achtzig Meter Tiefe mußte der Taucher einen dicken Holzbalken durchsägen, den zuvor alte Taucherroutiniers unter Wasser verankert hatten. Das hat er geschafft, trotz der dicken Schlammschicht, die das Arbeiten auf dem Grund des Gebirgssees sehr erschwert. Auf eine Alarmmeldung hin — dreimal an der Leine ziehen — setzte er sich vom Boden ab und gelangte mit einem Ruck an die Oberfläche.

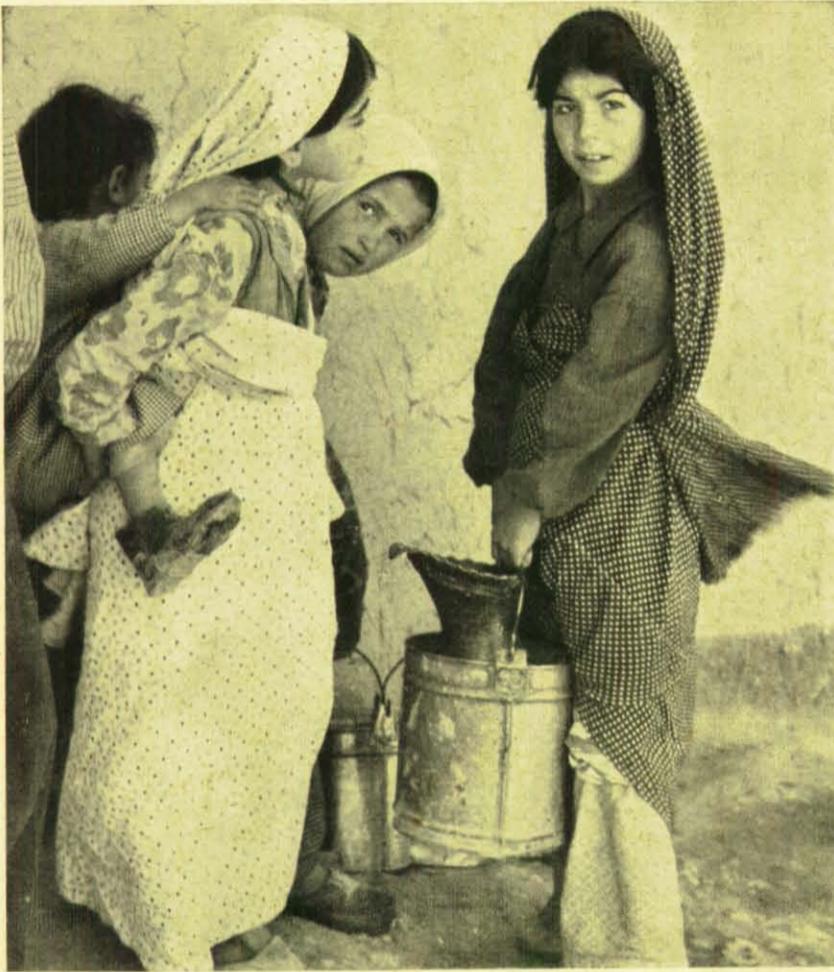


Bedächtig und langsam steigt der Taucher in die Tiefe. Von seinen Bleigewichten spürt er im Wasser nichts mehr, geben sie ihm doch hier erst die richtige Balance und ermöglichen Bewegungen.

Ständig unterhalten muß sich der Taucherlehrling mit dem Telefonisten über Wasser und seine Position durchgeben. Unterbricht die Telefonverbindung, dann wird er sofort mit dem Zugseil hochgehievt.

Land im Aufbruch

PERSIEN ZWISCHEN GESTERN UND HEUTE



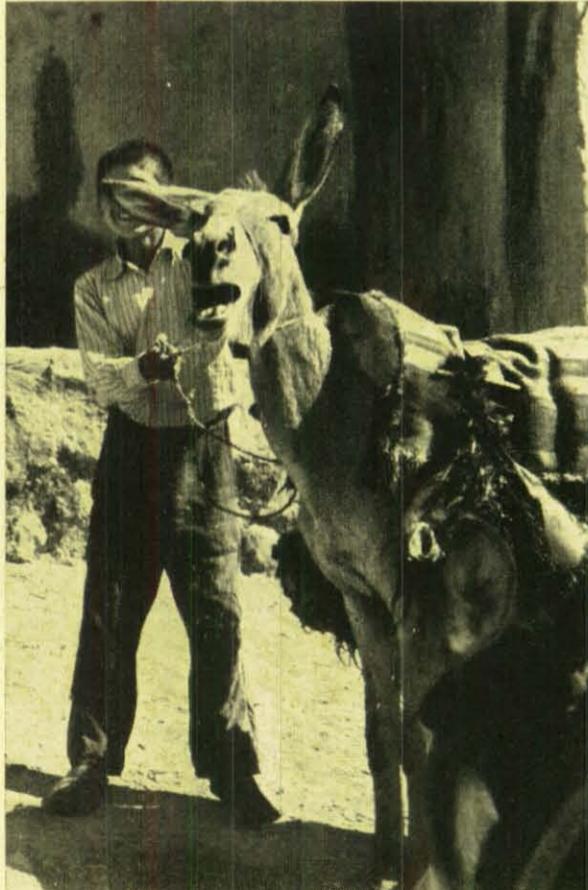
Wasser für ihre Familien müssen diese kleinen Mädchen heranschleppen, genauso wie es ihre Mütter schon vor ihnen getan haben. Wasserleitungen gibt es in Persien nur in ganz teuren Hotels. Meist sind sich die Kinder den ganzen Tag hindurch selbst überlassen. Aber willig ordnen sie sich der traditionellen Pflicht unter und holen Wasser am Vormittag, Wasser am Nachmittag und Wasser am Abend, kurz zu jeder denkbaren Zeit.

„Zigaretten, ganz billig, Sir, möchten Sie?“ Blitzschnell zieht Hussein, mein Träger, ein Zigarettenpäckchen aus der Jackentasche und läßt es ebenso schnell wieder verschwinden. „Zigaretten?“ Ich verstehe. Hussein handelt „schwarz“. Statt der Zigaretten hätte er mir auch Autos anbieten können. Der Schwarzhandel blüht nun mal in Persien, und die Behörden gehen mit nicht allzu großer Schärfe dagegen vor. Legal eingeführte Waren werden provisorisch mit einer Steuerplombe versehen. Aber es gibt nicht viel Plombiertes in Persien.

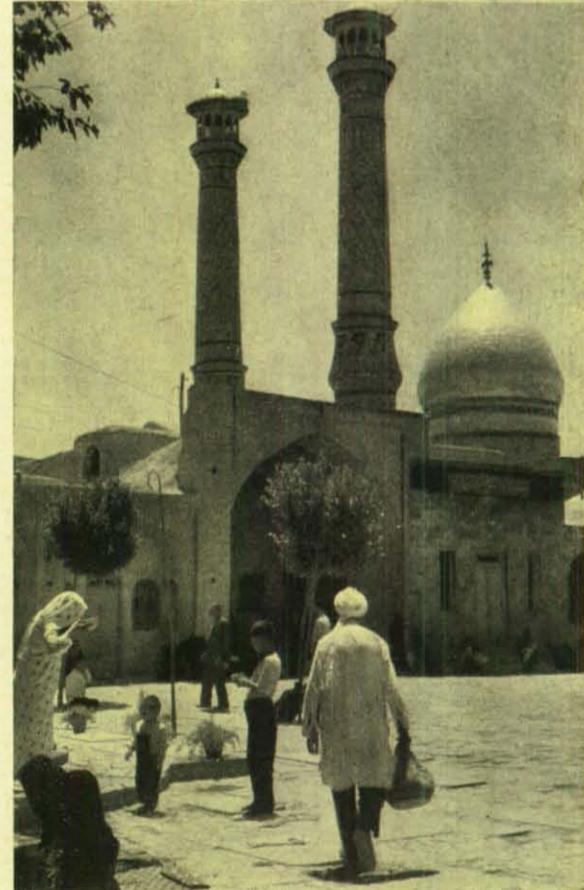
Ich fahre dann später durch alle Teile des vielfältig gestalteten Landes, sehe viel und erkenne: Die Perser . . . haben gelernt, alles hinzunehmen, was Schicksal und Leben ihnen bieten. Sie rechnen die Jahre ihrer Geschichte nach Tausenden, beginnen mit Darius I. und den zwanzig Provinzen seines Weltreiches und hören bei Mohammed Reza Schah Pahlevi, dem gegenwärtigen Herrscher, noch nicht auf . . . Altes und Neues drängt sich bei ihnen auf engstem Raum zusammen. Moderne Autos und buntbemalte Holzkarren fahren in Teheran, der Landeshauptstadt, nebeneinander. Und eben dort bieten elegante Hotels allen erdenklichen Luxus, während sich auf dem Lande jeder Bewohner seine eigene Hütte aus Mörtelsteinen errichten muß. Und manchmal werden Arme und Reiche aufgeschreckt von einem unterirdischen Rollen, von einem Erdbeben, das einem anderen Landesteil Unglück bringt: Menschen verlieren ihre Heimat, Häuser stürzen ein und begraben die Bewohner unter sich, die Erde reißt auf! — Persien ist, mit europäischen Augen gesehen, ein wenig modernes Land, obwohl es das nicht zu sein braucht. Denn es ist reich an Bodenschätzen, besonders aber an Erdöl. Aber die Vertreter behördlicher Stellen besitzen nicht die nötige Entschlossenheit und Härte, um dringende Reformpläne gegen den Widerstand der religiösen und nationalistischen Fanatiker sowie der reaktionären, feudalen Großgrundbesitzer durchzusetzen. Dazu kommt, daß Persien sowohl von westlicher als auch von östlicher Seite stark beeinflußt wird. Und das nicht immer zu seinem eigenen Vorteil. Unter diesen Zuständen leidet das Land, und der Fortschritt vollzieht sich kaum wahrnehmbar — im Schnecken-tempo. Nach wie vor ziehen Luren und Belutschen — etwa ein Viertel der Bevölkerung sind noch Nomaden — mit ihren Schafen, Ziegen, Eseln und Kamelen von Weideplatz zu Weideplatz. Und an den Bächen arbeiten, wie schon vor tausend Jahren auch, die Teppichwäscher, stauben die kostbaren Gewebe ein, klopfen sie aus, und dann leuchten die Farben. Und hinter den Oasen mit ihren Siedlungen dehnt sich — kahl und karstig — die Mondlandschaft des südlichen Elbursgebirges. Und schließlich sieht man ihn, fast 6000 Meter hoch; den Demawend! Er ist das Wahrzeichen eines Landes, das mit Darius und seinem Weltreich begann und bei Mohammed Reza Schah Pahlevi noch lange nicht aufhört . . .



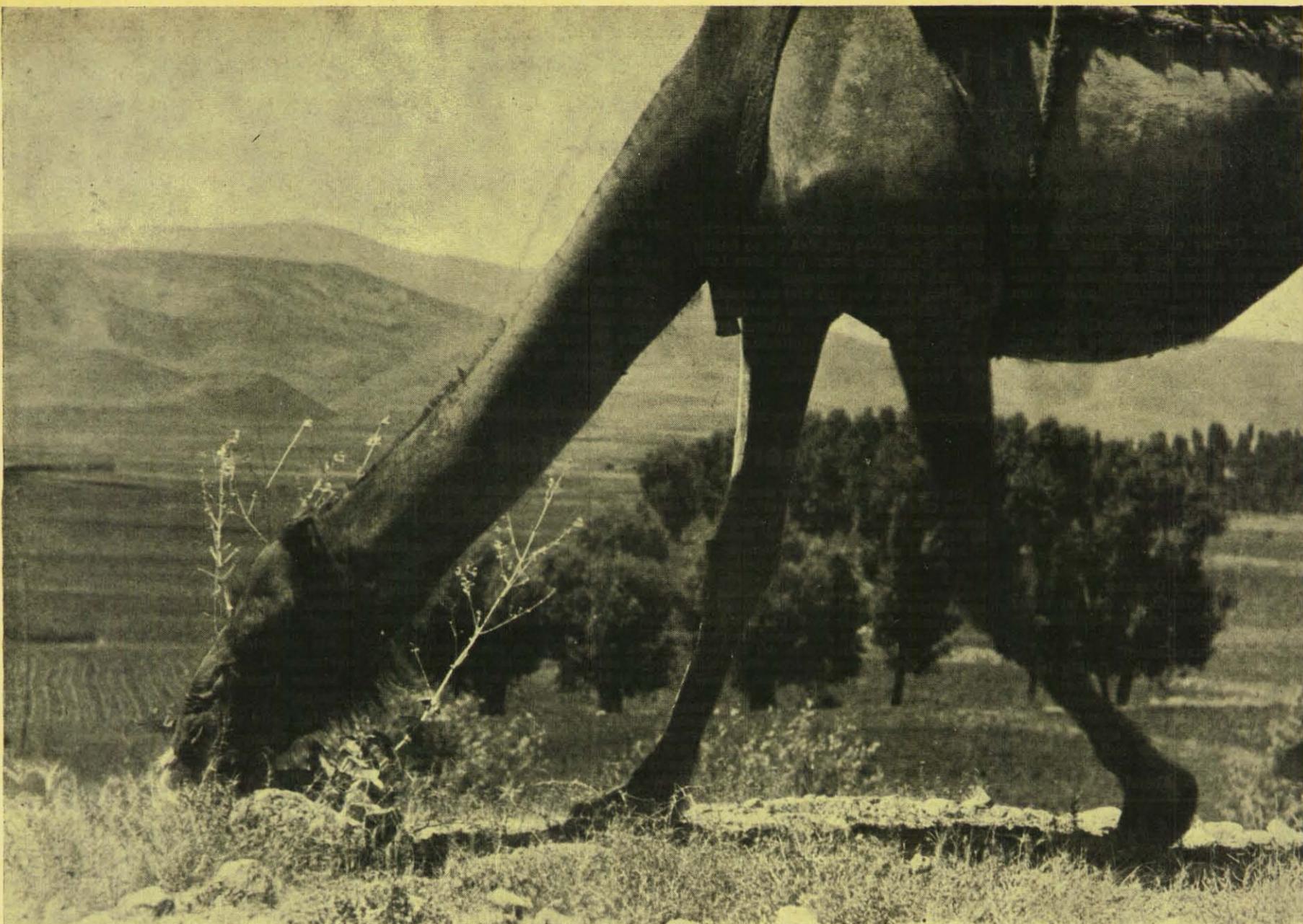
Auf der Istanbuler Straße in Teheran, einer Hauptstraße der Millionenstadt! Zu beiden Seiten der Straße zieht sich eine Rinne entlang, durch die täglich zweimal Wasser gepumpt wird: die Wasserleitung für alle Anlieger! In diesem Wasser wäscht sich der eine die Füße, während andere davon trinken.



Nur ein Esel muckt manchmal auf, sonst schicken sich die Perser in alles, was gerade kommt. Denn Allah in seiner unendlichen Weisheit hat es so gewollt! Im ganzen Lande hört man das klagende „I-ah“ der Esel, der einzigen Lebewesen in Persien, die protestieren — und dennoch nicht gehört werden.



Die Sepah-Salar-Moschee, das größte Gotteshaus der Hauptstadt. Die Bevölkerung setzt sich vorwiegend aus schiitischen Mohammedanern zusammen, die durch ihre bis zur Selbstaufgabe gehende Abhängigkeit von Allah dem Fortschritt entgegenarbeiten.



Stoische Ruhe und Gelassenheit sind den Kamelen zu eigen, die auch heute noch, wie schon vor vielen tausend Jahren, über die uralten Karawanenwege Persiens ziehen. Wohl sind sie langsam, aber immer noch das sicherste Verkehrsmittel. Asphaltstraßen gibt es nicht. Moderne Straßen hat allein die Hauptstadt Teheran. Aber auch sie enden am Stadtrand. Seit Jahren ist ein modernes Verkehrsnetz geplant. Doch es werden noch viele

Jahre vergehen, bis damit begonnen wird, diesen Plan zu verwirklichen. Bis dahin bleiben allein die Karawanenwege. Sie sind staubig und schwer passierbar. Und wer es unternimmt, auf diesen Wegen mit dem Auto voranzukommen, muß diesen Versuch bald aufgeben. Hilflos bleibt er mit dem Wagen auf der Strecke, weil er die Uhr der Zeit vorstellen wollte in einem Lande, das sich nur nach eigenen Gesetzen entwickeln kann.



Der Schleier fiel bei vielen persischen Frauen. Sie gehen jetzt — noch nicht völlig entschleiert, aber auch nicht mehr verschleiert — durch die Straßen. Um die Verkehrszeichen am Straßenrand kümmern sie sich und auch die Kraftfahrer im allgemeinen nicht viel.



Benzin ist spottbillig! Pro Liter kostet es etwa zwanzig Pfennig, während allein ein Liter gewöhnliches Wasser fünf- und zwanzig Pfennig kostet. Mineralwasser ist weitaus teurer. Bis zur Verstaatlichung der Ölindustrie am 17. März 1951 war Persien der viertgrößte Erdölproduzent der Welt überhaupt.



Echte Perser-Teppiche haben in Europa Liebhaberwert, und schon die Kinder verstehen es, mit Kette und Schuß umzugehen. Der Perser lebt und stirbt auf seinem Teppich, dessen Herstellung Lebensaufgabe einer ganzen Sippe ist. Immer wieder das gleiche Muster wird von derselben Familie geknüpft.

Der fleißige Billmann

Anekdote von Peter Aumüller

Herr Gerner, der Seniorchef von Firma Gerner u. Co., hatte die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit einmal durch die Räume seines großen Betriebes zu gehen und unauffällig nach dem Rechten zu sehen.

Als er bei einer solchen Gelegenheit einmal in der Buchhaltung erschien, standen alle Herren und Damen an den Fenstern und beobachteten hingerrissen das Durcheinander auf der Straße, das durch den Zusammenstoß zweier Autos entstanden war. Nur der junge Billmann saß an seinem Tisch und schrieb eifrig, so in seine Arbeit vertieft, daß er den Chef erst bemerkte, als er das Büro durch die andere Tür schon wieder verließ.

Eine halbe Stunde später wurde der Prokurist in die Direktion gerufen. „Wer ist der blonde junge Mann, der rechts in der Ecke der Buchhaltung sitzt?“ fragte der Direktor.

„Rechts in der Ecke, das ist unser jüngster Buchhalter, Herr Billmann.“

„Gut?“

„Ja, sehr zuverlässig!“

„Dachte ich mir. Und fleißig ist er außerdem“, sagte Herr Gerner. „Als ich eben mal durch die Buchhaltung ging, war er der einzige, der arbeitete, die anderen schauten alle neugierig aus den Fenstern. Er soll Gehaltszulage bekommen.“

Am nächsten Abend erzählte Bill-

Die Kohlsuppe

Von I. S. Turgenjew

Einer Bauernwitwe war ihr einziger, zwanzigjähriger Sohn gestorben, der beste Arbeiter im Dorf.

Als die Herrin, die Gutsbesitzerin im selben Dorf, von dem Kummer des Weibes erfuhr, machte sie sich auf, um sie gerade am Tage der Beerdigung zu besuchen. Sie traf sie zu Hause an.

Die Bäuerin stand mitten im Zimmer vor dem Tisch, und — ohne sich zu beeilen, schöpfte sie mit einer gleichmäßigen Bewegung ihrer rechten Hand (die linke hing schlaff herab) magere Kohlsuppe vom Boden eines verräucherten Topfes und schluckte einen Löffel nach dem anderen hinunter.

Das Gesicht des Weibes war abgemagert und finster; die Augen waren gerötet und geschwollen... aber die Frau hielt sich aufrecht und gerade wie in der Kirche.

„Du lieber Gott!“ dachte die Herrin. „In solch einem Augenblick kann sie essen... Was für rohe Gefühle haben doch alle diese!“

Endlich konnte es die Herrin nicht mehr aushalten.

„Tatjana!“ sprach sie... „Um Gottes willen! — Ich wundere mich! Hast du denn deinen Sohn gar nicht geliebt? Wieso hast du denn deinen Appetit nicht verloren? Wie kannst du denn diese Kohlsuppe essen?“

„Mein Wassja ist gestorben“, sagte die Frau leise, und von neuem liefen ihr die Tränen über ihre eingefallenen Wangen. „Also ist auch mein Ende gekommen. Bei lebendigem Leibe hat man mir den Kopf abgerissen. Aber die Kohlsuppe darf doch nicht umkommen: sie ist doch gesalzen.“

Die gnädige Frau zuckte nur die Achseln — und ging davon. Für sie war Salz billig.

(Aus dem Russischen übertragen von Gerda Onken-Joswich.)

Aus der Vogelschau

ZB-Foto-Quiz-Auflösungen

- Zu Foto 1: Pisa — der „Schiefe Turm“
- Zu Foto 2: Trier — Porta Nigra
- Zu Foto 3: Köln — Kölner Dom
- Zu Foto 4: Rom — St. Peterskirche

Sie würde immer munterer

Eine Kurzgeschichte von Jo Hanns Rösler

Wir hatten ein Hausmädchen. Ein einfaches Kind vom Lande. Die Stadtluft tat ihr gut. Sie wurde von Tag zu Tag munterer.

Am ersten Samstag kam sie zu meiner Frau.

„Ich möchte heute gern tanzen gehen.“

„Gehen Sie, Fanny.“

„Ich habe nichts anzuziehen.“

„Sie haben doch Ihr Sonntagskleid.“

„Das ist mir zu zugeknöpft“, sagte Fanny, „wenn Sie mir Ihr Abendkleid leihen möchten —“

Fanny bekam das Abendkleid. Geschenkt obendrein. Besser ohne Abendkleid, als ohne Hausmädchen. Jedoch, das war erst der Anfang.

Am nächsten Samstag kam Fanny wieder.

„Ich brauche einen Mantel über das Kleid.“

„Sie haben doch einen, Fanny?“

„Für den Wochentag. Zum Einkaufen gehen“, sagte Fanny, „aber am Abend und zu dem schönen Kleid paßt er nicht. Könnten Sie mir Ihren Mantel —?“

Fanny bekam den Mantel. Fanny bekam noch viel mehr. Jeden Samstag hatte sie einen neuen Wunsch. Sie bekam die Handtasche meiner Frau, den Schal meiner Frau, den Hut meiner Frau, die kurzen und die langen Handschuhe meiner Frau, eine Bluse für sonntags, ein Twinset für wochentags, die Schuhe trug sie mit meiner Frau gemeinsam.

Ich machte meiner Frau heftige Vorwürfe. Sie zeigte mir nur die sieben Seiten Inserate in der Sonntagszeitung. Sieben Seiten „Hausmädchen gesucht!“. Da pflichtete ich ihr bei.

Am nächsten Samstag kam Fanny abermals.

Meine Frau hatte nichts mehr im Schrank.

Dafür hatte sie Galgenhumor.

„Nun, Fanny, was soll's denn heute sein?“ fragte sie freundlich.

„Nichts, Madame.“

„Was? Kein Kleid? Kein Hut? Kein Mantel?“

„Nichts“, sagte Fanny, „ich möchte etwas ganz anderes.“

„Was denn?“

„Ich möchte kündigen.“

Meine Frau fiel aus allen Wolken. „Kündigen?? Warum?“

Fanny, ganz große Dame, sagte: „Wissen Sie, Madame, wenn man so gut angezogen ist wie ich jetzt... dann macht man sich nicht gern die Hände schmutzig mit Hausarbeit.“

Der Bleistift

Ein Bleistift, der nach Stille Art drei Jahre schwer geschliffen ward, bemerkte zu seinem Gaudium Urplötzlich: „Meine Zeit ist um.“

Er meldet dieses Faktum froh auf seinem Personalbüro. Der Personalchef dies erkennt, worauf den Bleistift er ernennet

Gemäß den analogen Fällen Fortan zu einem Blei-„Gesellen“. Der Blei-„Gesell“, der Bleistift war, wird Bleimeister dann nach drei Jahr.

An diesem Bleistift man ermißt, wie reich die deutsche Sprache ist.

Ohpl.

Das müssen Sie lesen!

Im nächsten Heft beginnt:

Ein Traum zerbrach

von HAMMOND INNES

Der weltberühmte Autor, ein moderner Jack London, schrieb diesen wirklichkeitsnahen Fliegerroman um Männer, Mädchen und Motoren für die ZB-Illustrierte

WAHRE GESCHICHTEN

Räuber mit Handgranate

Mit einer außergewöhnlichen Waffe vollbrachte ein sizilianischer Bandit einen Raubüberfall. Er bedrohte seine Opfer mit einer Handgranate. Sein kriegerisches Auftreten wirkte so einschüchternd, daß er eine halbe Million Lire erbeuten konnte, das sind etwa 3350 Mark.

Zwei Schlachter, deren Namen die Polizei diskret verschweigt, waren mit ihrem Lastwagen auf dem Weg zum Viehmarkt von Radussa in Süd-sizilien. Sie wollten dort umfangreiche Einkäufe machen, darum quollen ihre Brieftaschen von großformatigen Lirescheinen über.

Aus dem Viehkauf wurde jedoch nichts. Dicht vor der winzigen Gemeinde Tondo Gioeni tauchte auf einmal ein finsterner Bursche am Straßenrand auf. Mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit gelang es ihm, obwohl der Wagen sehr schnell fuhr, aufs Trittbrett zu springen. Grimmigen Angesichts hielt er den entsetzten Fleischern eine Handgranate unter die Nase und sagte: „Halten Sie an, Signori, und rücken Sie mit Ihrem Geld raus. Sonst sprengte ich Ihre ganze Karre in die Luft.“

Die Schlachter hielten und zahlten — der eine 400 000 und der andere 100 000 Lire. „Grazie!“ dankte der Räuber, schob sich die Handgranate in die Hosentasche, sprang ab und war gleich darauf zwischen den Büschen verschwunden. Die Polizei sucht ihn bisher vergeblich.

Unerwünscht

Mit 456 geheimen Militär-Dokumenten in der Aktentasche verließ John Dukeminier, ein Angestellter der Kongressbibliothek in Washington, unangefochten die Bücherei und ging damit spazieren. Später meldete er seine Tat, mit der er hatte demonstrieren wollen, wie lasch die Sicherheitsbestimmungen eingehalten werden. Er erntete wenig Dank. Jetzt überlegt man, ob man ihn wegen „amtsschädigenden Verhaltens“ entlassen soll.

Entscheidungskampf

Der Polizist wanderte durch die finstere Hafensstraße. Plötzlich hörte er aus einem Hauseingang einen Lärm, als gäbe es da drinnen Mord und Totschlag.

Er raste ins Haus. Er pochte an die Wohnungstür, hinter der es nur so dröhnte von Klirren, Schreien und Schimpfen.

Gleich darauf Stille. Eine Frau mit zerzaustem Haar öffnete.

„Wer ist hier der Herr des Hauses?“ erkundigte sich der Polizist.

„Warten Sie eine Minute, dann wissen wir's“, sagte die Frau. „Wir sind gerade dabei, das ein für allemal festzulegen.“

Komplizierter Fall

Schulze grub seinen Schrebergarten um. Da kam ein Mann mit einer weißen Jacke angerannt und schrie: „Ich suche einen entsprungenen Irren. Ist er hier vorbeigekommen?“

Müde stützte sich Schulze auf den Spaten. „Wie sah er denn aus?“ fragte er.

„Ein gewaltiger Kerl, 1,80 m groß und dick wie ein Bierfaß. Wiegt ungefähr 40 Pfund.“

Verblüfft schüttelte Schulze den Kopf. „Was reden Sie denn da? Wie kann ein solcher Riese nur 40 Pfund wiegen.“

„Aber ich habe Ihnen doch gesagt, daß er verrückt ist!“ schrie der andere.

Vierte Dimension

Ein findiger amerikanischer Buchverleger brachte zum letzten Weihnachtsfest ein originelles Schaufensterplakat heraus. Auf diesem stand zu lesen: „Sehr verehrte Damen und Herren! Diese Dinge hier nennt man Bücher. Sie machen keinen Lärm. Sie lösen sich nicht plötzlich in Wellen oder Schneesturmeffekte auf. Sie machen auch keine Pause für Reklamedurchsagen. Und jedes von ihnen ist dreidimensional. Es hat Länge, Breite und Dicke. Außerdem leben sie, meine verehrten Damen und Herren, unbegrenzt in der vierten Dimension, in der Dimension der Zeit nämlich, wenn Sie diese Dinge lesen.“



Komisch, nicht?

Traurig

„Warst du nicht mit einem vielversprechenden jungen Anwalt verlobt?“

„Ja. Aber er hat seine vielen Versprechungen nicht gehalten.“

Vorsicht mit Feriengästen!

„Nimmst du in diesem Jahre keine Feriengäste auf, Hoferbauer?“

„Feriengäste? Nie wieder! Im vorigen Jahre habe ich meinem Gast Rehbraten vorgesetzt — und was hat er gesagt? Das Wild hätte Schonzeit, und er sei Staatsanwalt.“

Präzise Auskunft

Ein Mann, dem man schon von weitem den Kriminalbeamten ansah, kam in ein winziges sizilianisches Dorf.

Er trat auf einen kleinen Jungen zu, der vor einer Haustür saß, und fragte ihn onkelhaft: „Na, Bambino — wie geht's?“

„Gut“, knurrte der Junge.

„Schönes Wetter heute, nicht wahr?“ meinte der Fremde.

„Ham“, machte der Junge.

„Hier in den Bergen soll doch eine Schmugglerbande sitzen“, sagte der Fremde plötzlich. „Weißt du, wo sich die Leute aufhalten?“

Der Junge nickte.

„Zeige mir den Weg!“ forderte der Mann den Kleinen auf. „Du bekommst jetzt 500 Lire, und dann noch einmal 500, wenn ich zurückkomme.“

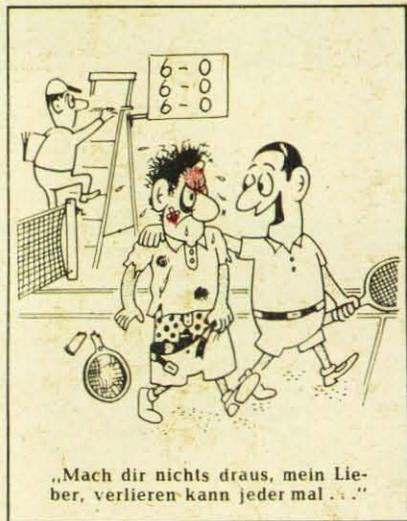
„Geben Sie mir lieber gleich tausend Lire“, meinte der Junge kalt. „Sie kommen nicht zurück.“

Dem Geruch nach

„Was Sie auch über den Geruchssinn Ihres Bellos sagen mögen, mein Fips steht ihm in keiner Weise nach. Gestern hatte ich ihn zu Hause gelassen. Nach zwei Stunden entwichte er und fand noch meine Spur. Was sagen Sie jetzt?“

„Sie sollten mal ein Bad nehmen.“

Neues vom Sport



Sonst nicht

Als der Schauspieler Oscar Sima einmal mit aufgekrempten Hemdsärmeln zu Hause saß, besuchte ihn Paul Henckels. Sima erhob sich und wollte den Rock anziehen, wobei er fragte: „Legen Sie Wert auf Etikette?“

„Nur bei Weinflaschen“, erwiderte Henckels lächelnd.

Einseitige Kost

„Otto lebt allein von Zwiebeln.“

„Na, dann muß er ja wohl auch allein leben.“

Kein Wort zu verstehen

Schnotzke saß im Theater. Man spielte ein modernes Stück, bei dem die Schauspieler meistens flüsterten.

Vor Schnotzke saßen zwei Damen, die sich unbefangen über pikante Kleinigkeiten unterhielten. Sie flüsterten nicht. Von dem, was auf der Bühne vor sich ging, war unter diesen Umständen kaum etwas zu hören.

Endlich entschloß sich Schnotzke zu einem milden Protest: „Aber meine Damen“, sagte er verzweifelt, „ich verstehe ja kein Wort!“

Zornig wandte sich die eine Frau um. „Unverschämtheit!“ zischte sie. „Es geht Sie ja auch gar nichts an, was wir uns zu sagen haben.“

Das kommt davon

„Mein Onkel ist schrecklich erkältet. Er kann kaum sprechen.“

„Hat er es schon mit ein paar anständigen steifen Groggs versucht?“

„Ja. Darum kann er ja nur noch lallen.“

Das kann passieren

Nah dem Dorfbahnhof wandelte ein Mann auf den Eisenbahnschienen entlang. Er fragte einen sehr beschäftigten Streckenarbeiter: „He — Sie! Wo kriege ich den Nord-Expres?“

„Wenn Sie nicht gleich von den Geleisen runtergehen“, war die Antwort, „kriegen Sie ihn ins Kreuz.“

Kollegen

Max und Emil wollen ins Kino. Es gibt einen tollen Wildwestfilm. Das ist gerade das richtige für Max und Emil, für die gerade erst die Lehrzeit begonnen hat.

Während sie so dahinwandern, kommt ein riesiger Straßenkreuzer vorbeigerollt. Max grüßt zu dem Mann hinüber, der hinten im Wagen sitzt.

„Wer war denn das?“ will Emil wissen.

„Einer meiner Kollegen“, erklärt Max von oben herab. „Er unterschreibt immer die Briefe, die ich zur Post bringe.“

SIE KAMEN IN DER DÄMMERUNG

Alle Rechte der deutschen Übersetzung
bei Verlag Schimmelbusch & Co., Bonn

14. Fortsetzung

„Keine Ärzte mehr“, schrie Henry.

Der Arzt stach die Nadel in den Arm eines kleinen Mädchens. Man sah, wie sie den Mund aufriß. Sie schrie, aber hören konnte Henry nichts. Ihr Jammern ging unter im allgemeinen Schmerzensschrei.

„Hilfe von draußen“, rief Henry und schrie es gleich noch einmal, weil der Arzt die Hand ans Ohr hielt: „Hilfe von den Städten draußen soll am frühen Morgen hier sein.“

Der Arzt nickte und wandte sich ab, dem nächsten Patienten zu.

Polizeilicht und Sirenen verschafften ihnen freien Weg über die Decatur-Avenue und dann wieder nach Norden, zum Landhaus-Klub, wo eine kurze Besprechung stattfinden sollte. Das Klubhaus hatte keine Fenster mehr, wohl aber elektrisches Licht, und Henry verwunderte sich darüber, bis ihm einfiel, daß er selbst einmal vor Jahren, als er noch Mitglied war, für die Anschaffung eines Generators gestimmt hatte, um es der Elektrizitätsgesellschaft „mal zu zeigen“. Die Verletzten, die im Krankenwagen hierher transportiert wurden, waren weit besser dran als die am Krystall-See.

Sie gingen in den großen Klubraum. Henry empfand nach einer Nacht im Halbdunkel von Fackeln und Petroleumlampen die Beleuchtung als geradezu feenhaft. Ein paar Dutzend Sessel waren in Reihen aufgestellt. Mit einem tiefen Seufzer ließ Henry sich in die weichen Polster sinken; den Mantel behielt er an, denn es war kalt im Raum. Lacey setzte sich neben ihn. An die fünfzig Männer waren bereits versammelt. Auch sie genossen schweigend wie Henry das herrliche Gefühl, zu sitzen, tief in einem bequemen Sessel zu sitzen.

McVeigh, der Luftschutzleiter, kam zwischen den Sesselreihen hindurch geschritten. Ihm folgten zwei Frauen mit der Luftschutzarmbinde. Sie schoben einen großen Konferenztisch heran, wobei die Männer in der ersten Sesselreihe ihnen halfen. McVeigh nahm der Versammlung gegenüber Platz.

„Wir mußten die Kommandostelle räumen“, sagte er. „Zu dicht am Feuersturm; war nicht mehr zu retten.“ Er bemühte sich, ein Lächeln hervorzu- bringen. „Ich meine, was davon noch übrig war. Also, warum ich Sie gebeten habe herzukommen oder einen Vertreter zu schicken: Uns hat es schwer genug erwischt, aber in River City sieht es noch verheerender aus. Fast alle Löschgeräte beim Teufel. Die meisten Ärzte verwundet oder tot. Es fehlt an ausgebildeten Leuten jeder Kategorie. Panik in der ganzen Stadt. Von Kansas City oder Omaha ist auch niemand zu erwarten, das heißt niemand Gescheites. Hunderte von Bränden, die niemand eindämmt, und das neben ihrem eigenen Anteil am Kernfeuer. Tausende — Zehntausende — von Leuten noch immer in der Stadt. Um die anderen, die ausgekniffen sind, brauchen wir uns im Moment nicht zu kümmern. Frage ist: Was könnten wir von hier aus für River City tun?“

Keiner der Männer sprach ein Wort. McVeigh nickte. „Ich weiß genau, was Sie denken. Ich denke auch nichts anderes. Aber um was geht es denn hier eigentlich? Doch nicht um Lokalpatriotismus? Um Menschen! In Zahlen heißt das: für jeden, den Sie hier retten, kommen dort zehn um. Stimmt's? Jeffrey Allison — Sie wissen ja, er leitet die Sache drüben — liegt

mir schon die ganze Nacht in den Ohren. Ich kann's nicht allein entscheiden. Sie müssen mir dabei helfen. Wir haben ja nie daran gedacht, daß wir auch noch River City beistehen müßten. Das war ihre eigene Sache — aber sie haben sich nicht darauf vorbereitet. Wie wäre es nun, meine Herren Abschnittsleiter, wenn Sie von je zehn Leuten einen — und zwar aus jeder Kategorie — freistellen würden? Sagen wir mal, vom Morgengrauen an?“

Ein Mann, den Henry nicht kannte, erhob sich. „Ich kann keinen einzigen Mann entbehren. Ich selbst verliere schon zu viel Zeit. Ich könnte noch zehnmal so viel Leute brauchen, wie ich habe.“

Ein beifälliges Gemurmel ging durch die Reihen.

McVeigh schaute sie einen Augenblick schweigend an. „Etwa fünfzigtausend Menschen“, begann er dann langsam, „waren auf dem Fußballplatz zusammengelaufen, Gott weiß, warum. Einer hat wohl damit angefangen, die anderen sind gefolgt. Etwa ein Drittel davon waren Kinder. Der Platz war gestopft voll. Dann haben die Sitze Feuer gefangen, und der ganze Mob hat in wilder Panik die Ausgänge gestürmt. Was übrigblieb, liegt noch immer dort. Nicht ein einziger Arzt zur Hand. Nichts — einfach gar nichts. Und so ähnlich sieht es in ganz River City aus.“

Henry stand auf. „Wie könnten Sie denn Leute hinüberschaffen?“

McVeighs starres Gesicht löste sich. Er schien aufzuatmen.

„Ich habe Lkw's. Die Zufahrtsstraßen sind jetzt fast leer. Der Flüchtlingsstrom ist abgeebbt. Sie sagen diesen Damen hier“ — er nickte mit dem Kopf zu den Frauen hinüber — „wieviel Mann Sie freigeben können, und wo wir sie abholen sollen — und ich schaff sie über den Fluß. Weiß der liebe Himmel, gebraucht werden sie wirklich!“

„Also ich gebe jeden zehnten frei“, sagte Henry.

Kommissar Lacey packte ihn am Arm. „Henry, das können Sie unmöglich machen! Der Arzt hat es Ihnen doch gerade erst gesagt: wir haben viel zuwenig ärztliches Personal —“

„Und auf dem Fußballplatz da drüben ist kein einziger Arzt —“

„Sie wollen doch nicht Menschen aus Green Prairie auf dem Gewissen haben?“

Henry nickte. Sein Blick war leer. Man sah ihm an, wie er mit sich rang: „Ja, sicher. In Green Prairie werden ein paar Menschen dafür sterben. Einer für zehn, war es nicht so?“

McVeigh mischte sich ein: „Ja, so ungefähr. Sehen Sie nur, was unsere Leute hier auf die Beine stellen — und in River City, wo überhaupt nichts funktioniert, ist jeder einzelne Mann zehnmal soviel wert.“

„Also gut“, sagte Henry. „Dann gehe ich jetzt. In einer Stunde stehen Ihnen etwa hundertundfünfzig Leute zur Verfügung — für den ersten Schub.“

Stiefbeinig schritt er aus dem Raum. Er hörte noch, wie nun auch die anderen Abschnittsleiter Leute anboten. Es machte ihn nicht froh, er war nicht ein bißchen stolz darauf, daß er den Stein ins Rollen gebracht hatte. In seinem ganzen Leben war ihm nichts so schwergefallen: er hatte einige vorausschauende tüchtige Menschen opfern müssen, um viele kurzsichtige, untüch-

tige zu retten. Er wußte nicht einmal, ob das nicht verdammt ungerecht war.

„Herr Conner“, rief ihn von der Veranda aus jemand an.

„Ja?“

Der Mann, der ihn gerufen hatte, kam herzugelaufen. „Ich dachte, Sie sollten doch Bescheid wissen. Ihr Junge, der Ted, war bei einem Vortrupp mit seinem Gerät. Er ist von einem Steinerschlag verschüttet worden. Sie versuchen gerade ihn zu bergen.“ Der Mann brachte das alles hastig hervor, bückte sich ins Dunkel, ergriff eine fahrbare Krankentruhe, hängte sich die Zugriemen um und trottete auf einen der wartenden Krankenwagen zu.

Henry griff nach dem Verandapfosten. Da fühlte er Lacey's Hand auf seinem Arm. „Ich weiß ungefähr, wo dieser Trupp gearbeitet hat“, sagte der Kommissar. „Kommen Sie!“

Der andere schluchzte einmal trocken auf, holte tief Atem und schüttelte den Kopf: „Sie tun doch schon alles für ihn. Was könnten wir zwei denn noch besonderes ausrichten? Wir fahren weiter.“

Während Lacey fuhr, sprach Henry über das Funkgerät im Wagen mit seinen Mitarbeitern. Er ordnete an, daß ein Zehntel aller Leute — vom ärztlichen Personal, den Rettungstrupps der Ersten Hilfe, vom Strahlungsschutz und so weiter — sofort aus dem Einsatz gezogen wurde. Ruhig, aber fest beschwichtigte er die stürmischen Proteste, die diese Anordnung hervorrief. Er gab Anweisungen dafür, wo die herausgezogenen Leute sich zu versammeln hätten.

Er selbst sei sofort nach Beendigung der Inspektionsfahrt zurück.

Sie fuhren zur eigentlichen Feuerfront zurück, dorthin, wo die Lage am schlimmsten war, entlang der Peripherie des großen Brandes. Ihr Ziel lag auf der Bigelow-Avenue, und zwar so dicht am Feuer, wie überhaupt heranzukommen war.

An der Stelle, wo Feuerwall und Straße zusammenliefen, stand eine Anzahl von Mietshäusern aus der Zeit des ersten Weltkriegs. Es waren große Kästen, sechs Stockwerke hoch, außen Backstein und innen Holz.

Die Atombombe hatte diese Gebäude über den Köpfen ihrer Bewohner zusammenstürzen lassen. Durch eine bizarre Laune des Luftdruckes waren oben auf den Trümmern die Werks-einrichtungen von einem halben Dutzend Fabriken der Nachbarschaft gelandet, einschließlich der Schrott- und Metallhaufen aus den Fabrikhöfen. Aus diesem Gebiet waren die ganze Nacht über die dringendsten Notrufe an Henry ergangen, Bitten um Ärzte und Sanitäter, um Rettungs- und Entgiftungstruppen und natürlich um Löschzüge. Hier tobte, wütender als irgend anderswo in Henrys Abschnitt, der Kampf um Menschenleben. Es war dies vor allem ein Kampf gegen die herüberzügelnden Ausläufer des großen Feuers, das ein Stück weiter auf der Bigelow-Avenue wie eine senkrechte Wand zum Himmel lohte. Es lagen ein paar Häuserblocks zwischen dieser Feuerwand und den Rettern, aber die Hitze war so entsetzlich, daß man ihr nicht lange ungeschützt ausgesetzt sein konnte. Die Luft glühte auch hier, trotz



Mit einem tiefen Seufzer ließ Henry sich in die weichen Polster sinken; den Mantel behielt er an, denn es war kalt im Raum. Lacey setzte sich neben ihn.

Arbeit als Leute. Und dazu hatte er nun noch Leute an River City abzugeben. Der Gedanke erfüllte ihn mit stillem Grimm.

„Wollen wir weiterfahren?“ fragte Lacey.

„Warten Sie mal.“ Henry schritt auf den Stollen zu, der Kommissar folgte.

„Haben Sie Ihre Nachbarin erkannt, die kleine Bailey?“

„Ja.“

„Courage!“

Henry antwortete nur mit einem Nicken. Er beugte sich, um in das dunkle, unheimliche Loch zu starren, das die Retter verlassen hatten und in dem die beiden Männer gegen seinen Befehl verschwunden waren.

Lange Zeit — so schien es ihm wenigstens — geschah nichts. Sicher waren es kaum zehn Minuten — aber in dieser Nacht waren zehn Minuten eine Ewigkeit. Plötzlich sah er einen Lichtschein und dunkle, sich bewegende Schatten. Ein Mann erschien in der Öffnung und legte etwas auf den Boden. Es war ein Baby, das zu schreien begann.

Der Mann wandte sich in den Stollen zurück.

„Haben Sie 'ne Taschenlampe?“ fragte Henry den Kommissar.

„Sie können da nicht 'rein!“, schrie Lacey zurück. „Viel zu riskant!“

„Ob Sie 'ne Taschenlampe haben!“

Lacey lief zum Streifenwagen und kam zurück. Dann folgte er Henry in den Stollen.

Weit drinnen trafen sie den anderen Mann, der zwei Kinder durch den Gang führte. Die beiden Kleinen weinten und zitterten. Henry bedeutete Lacey, sie hinauszuführen.

Es war ganz still im Stollen. Der Mann wandte sich an Henry: „Sie bleiben wohl besser hier stehen. Weiter drinnen wird die Strahlung zu stark. Es ist auch nur noch ein Kind da, und Sam holt es gerade. Hat keinen Zweck, daß Sie sich auch noch aussetzen. Wir haben unsere volle Dosis weg, und er braucht keine Hilfe.“

Der Mann ging und blieb lange fort. Henry blieb regungslos stehen. Er empfand eine so fürchterliche Angst, wie er es nicht für möglich gehalten hätte.

Im Schein einer Laterne, die der Arbeitstrupp zurückgelassen hatte, sah er, was geschehen war. Eine ganze Ladung von Maschinenteilen und Blechen war beim Einsturz des Gebäudes nicht weit von der Stelle, an der er stand, heruntergekracht. Dort mußte, das war ihm klar, die stärkste Strahlungsquelle liegen. Dahinter öffnete sich, von einer zweiten Laterne erhellt, wieder ein Raum, etwa in Zimmergröße. Ein besonders starker Balken mußte ihn vor dem Einsturz bewahrt haben. Dann kam ein Gang, die Tür lag zerschmettert am Boden. Und dahinter, irgendwo im Dunkeln hatten sie die Kinder gefunden. Jetzt erschien der zweite Mann. Auf den Schultern trug er ein Bündel, ein kleines, bewußtloses Mädchen. Als er die Stelle passierte, an der der Metallhaufen in den Gang ragte, wandte er ihm den Rücken zu und hielt die Kleine an seine Brust gepreßt, so daß sein Körper den ihren deckte. Bewunderung erfüllte Henry für das, was diese beiden Männer taten. Es war möglich, daß es glückte — für die Kinder. Sie würden leben. Von den Männern hatte jeder mit Sicherheit eine tödliche Strahlungsmenge absorbiert, schon von dem Augenblick an, als sie den Gang um den Schrotthaufen freilegten. Auch vom Rettungstrupp hatten einige Männer bei dieser Arbeit — bevor Lenore mit dem Meßgerät erschienen war — wahrscheinlich so viel abbekommen, daß sie mindestens erkranken würden.

Henry sagte nichts in diesem Augenblick. Der Mann wies mit der Fußspitze auf die Laterne. Henry nahm sie auf und folgte ihm. Kurz darauf waren sie im Freien, im Lichtschein des Feuersturmes und im Dunkeln dieser seltsamen Nacht, die ihnen kalten Wind ins Gesicht blies und ihnen den Rücken wärmte. Lacey hatte die anderen Kinder schon ins Auto gepackt.

Der Mann trug das bewußtlose Mädchen zum Wagen und legte es gleich-

falls hinein. Sein tapferer Gefährte stand davor, ein zufriedenes Lächeln um den Mund.

„Ich lasse euch beide gleich abholen“, sagte Henry. „Wir werden alles tun, was menschenmöglich ist. Drüben im Landhausklub haben wir gute Ärzte. Vielleicht können Sie —“

Einer sagte: „Danke schön.“

Henry blickte sie an. „Das war die großartigste Sache, die ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. Wer seid ihr zwei eigentlich?“

Der Mann, der dicht bei Henry stand und damit beschäftigt war, Blut aus einer Schnittwunde am Arm wegzutupfen, lachte und sagte: „Ich bin Jerome Taggart, Prediger von der Baptistenkirche auf der Bigelow, und Sam ist Pater Flaugherty von St. Bonaventura —“

„Oh“, sagte Henry und schaute sich wieder und wieder nach ihnen um, als Lacey mit ihm davonfuhr.

XII

Sie waren zu sechst im Kübelwagen. Das Kommando hatte Charles.

Ein Matrose steuerte den Wagen kreuz und quer durch River Citys am schwersten betroffene Stadtgebiete. Viel konnten sie nicht tun. Wo sie Menschen schreien hörten, stiegen sie aus, um nach Möglichkeit zu helfen. Die Häuser zu durchsuchen, war zu gefährlich, zu viele Gebäude waren dicht vor dem Einsturz, und immer wieder krachte mit donnerndem Getöse in einer Wolke von Rauch ein brennendes Haus zusammen.

Vereinzelt sahen sie einen Mann oder ein Grüppchen von Leuten am Werk, Polizisten, eine Handvoll Luftschutzleute, ein paar Feuerwehrmänner. Das Fähnlein der Standhaften von River City hatte alle Hände voll zu tun, um das wenige zu bewahren, was noch zu retten war.

Während sie durch die ausgestorbenen Straßen fuhren, merkte Charles, daß es heller wurde. Er blickte auf den Feuersturm, jedoch von dort kam diese Helligkeit nicht. Es schien eher, daß die Flammen schwächer wurden, daß sie weniger grell und gewaltig leuchteten. Der helle Schimmer kam vom Osten, es war der Vorbote des neuen Tages.

Der Unteroffizier, der das Funkgerät bediente, begann plötzlich ins Mikrofon zu sprechen. Er sagte mehrmals: „Jawohl!“ Dann schaltete er ab.

„Das war Hink Field, Herr Leutnant. Alle Streifen, die nicht absolut unabhkömmlich sind, sammeln sich dort. Frühstück! Danach neuer Einsatz gegen die Panik in den Außenbezirken.“ Der Unteroffizier unterbrach sich und spuckte aus dem Wagen. „Das kann ja munter werden. Im Horst sagen sie, etwa zwanzig Städte in der näheren Umgebung sind eingenommen worden.“

„Eingenommen?“

„Vom Mob, Herr Leutnant. Kommt zum größten Teil aus River City. Aber das sei noch gar nichts. Viel schlimmer, was zwischen hier und Kansas City passiert. Scheint, daß die Fahrzeugkolonnen aus River City unterwegs mit Kolonnen zusammengerasselt sind, die aus Kansas City hierher wollten. Alle Straßen blockiert. Die Leute sind hungrig und halb erfroren. Stromern durch die Gegend, stecken Häuser und Scheunen an, um es warm zu haben. Plündern in jeder Stadt, stürmen die Lebensmitteläden, Supermärkte und Juweliengeschäfte. Den Frauen im ganzen Land wird geraten, sich in den Wäldern zu verstecken. Junge, Junge! Ist ja allerhand!“

„Los“, sagte Charles zum Fahrer.

Als der Kübelwagen der neuen „Front“ entgegenraste, fielen Charles die Gespräche wieder ein, die er in den vergangenen Jahren mit seinem Vater geführt hatte. Jetzt war also tatsächlich eingetreten, was sämtliche Fachleute für unmöglich gehalten hatten. Jetzt war sie da — eine ungeheure, grenzenlose, entsetzliche Panik.

Zehntausende von Menschen aus River City standen vor dem Ende. Vor dem Ende jeder kleinsten Zukunftshoffnung, dem Ende des geringen Besitzes, den sie sich mühsam zusammengeschart hatten. Und damit zerriß das Band, das sie als Volk zusammenhielt;

damit zerbrach für sie auch jede Bindung von Mensch zu Mensch.

Und die Folge? Sie spürten nichts als Haß. Haß gegen den Nächsten, Haß gegen die ganze Welt, einen blinden Durst nach Rache, nach Vergeltung für alles, was ihnen je angetan worden war, für jede Enttäuschung, die sie erlitten hatten.

Nun war er da, der seelische Zusammenbruch der Massen, der alle mit hineinriß in die Verzweiflung; das große Versagen vor den Tatsachen, denen sie nicht hatten ins Auge sehen wollen.

Alles, was der Vater vorausgesagt hatte, war eingetroffen, nur in noch viel größerem Maße.

Und wer leitete diesen Menschenstrom, der aus den Städten quoll? Wer anders als der Abschaum, die übelsten Elemente, deren letzte Hemmung die Angst gelöst hatte? Verbrechen, die man geplant, Wahnsinnstaten, mit denen man in Gedanken gespielt hatte — jetzt, da die Welt unterging, würden sie verwirklicht werden. Green Prairie hatten wenigstens den Versuch gemacht, sich diesem Wahnsinn entgegenzustemmen, und Charles hoffte inbrünstig, daß es gelingen möge. River City hatte nicht einen Finger gerührt. Der Wagen fuhr über eine Hügelkuppe. Vor ihnen in der Prairie lag das Dorf Harmondale. Es lag da, solange Charles zurückdenken konnte, wie auf einer Ansichtskarte, wie ein Gemälde von Grant Wood: ordentlich und sauber, mit Läden und Kirchturm, weiße Häuschen und rote Scheunen — eine friedliche Heimat für fleißige Menschen.

Jetzt sah es selbst von fern ganz anders aus. Flammen leckten am Kirchturm empor, Rauch stieg aus der Hauptstraße. Und rings um das Dorf wimmelte es schwarz von Menschen und Fahrzeugen, von Bündeln und Koffern und Zelten; eine dunkle Woge von Menschen, die das Dorf umspülte, tausend Angreifer auf jeden Verteidiger. Harmondale kämpfte um sein Leben. Als der Wagen ausrollte, hörte Charles deutlich das Knattern von heftigem Gewehrfeuer in den Straßen.

XIV

Müde schleppte Betty sich heim. Ein Weilchen hatte sie mit anderen abgelösten Helferinnen angestanden, um einen Wagenplatz zu ergattern, aber die meisten ihrer Kameradinnen wohnten weit draußen vor der Stadt. Andere hatten kein Zuhause, keinen Platz zum Ausruhen mehr. Schließlich entschloß sie sich, durch die noch immer raucherfüllten Straßen zu laufen. Den Koffer hatte sie wieder bei sich. Es war so kalt, daß ihr Atemhauch weiß in der klaren Luft stand. Mein Gott, dachte sie, heute ist ja Weihnachten!

Als sie das Haus erblickte, blieb sie wie angewurzelt stehen. Tränen schossen ihr in die Augen, aber sie weinte nicht.

Es stand ganz schief. Oben über der „Jungenstube“ hatte das Dach ein großes Loch. Der Vorgarten lag voll Schutt, Mörtelstaub und Glas, dazwischen Astwerk, das die Geländeräume beim Freilegen des Walnußweges beiseite gedrückt hatten. Keine einzige Fensterscheibe mehr. Betty lief ums Haus. An der Rückwand war die Farbe weggebrannt, und die Bretter waren hier und da schwarz verkohlt. Der Brand, den die Hitze entfacht hatte, war von der Druckwelle schnell wieder erstickt worden — ein Glück im Unglück, das viele Häuser gerettet hatte. Die Garage aus Eisenblech war unverehrt.

Betty ging wieder nach vorn und blickte zum Baileyschen Haus hinüber. Dort sah es ähnlich aus. Aber außerdem war die modernisierte Fassade heruntergekommen, und an der ganzen Vorderfront sah das nackte Balkenwerk heraus. Die Häuser auf der gegenüberliegenden Straßenseite waren besser weggekommen. Die Häuserreihe, zu der auch das Connorsche Haus gehörte, und eine Bodenerhebung dahinter hatten die Wirkung der Druckwelle gemildert.

Betty stieg zur Veranda hinauf. Die Stufen wackelten unter ihrem Tritt. An die Haustür hatte jemand einen großen

weißen Zettel angenagelt: „Geprüft und freigegeben. Größte Vorsicht beim Betreten! Brandherde beachten.“ Darunter stand, mit Rotstift gekritzelt: „Strahlung okay. Ich auch. Herzlichst Lenore.“

„Die Güte“, murmelte Betty.

Sie trat ins Haus und setzte erleichtert den Koffer ab. Die ganze Nacht hatte sie kaum ein Auge zugetan. Sie warf einen Blick aus dem Küchenfenster. Im Norden türmte sich eine große Rauchwolke über der Stadt, aber man sah keine Brände mehr. In der Küche herrschte ein wüstes Durcheinander, doch Betty hatte nichts anderes erwartet. Die Frauen, die während der Nacht zwischen ihrem Notkrankenhaus und der Krankensammelstelle am Krystall-See Botengänge besorgten, hatten sie mit ihren Schilderungen darauf vorbereitet. Gas gab es nicht. So holte sie aus dem Koffer, der noch in der Diele stand, einen Spirituskocher, sechs Blechschachteln Trockenspritz, gemahlene Kaffee, Zucker und Büchsen-sahne in die Küche und drehte den Wasserhahn auf, aber es kam kein Wasser.

Unten, in dem von Henry schon vor Jahren eingerichteten Luftschuttkeller, standen die großen Korbflaschen mit destilliertem Wasser. Henry hatte dafür gesorgt, daß das Wasser alle sechs Monate erneuert wurde. Sie war zu erschöpft, um eine der schweren Flaschen nach oben zu schleppen, doch fand sich unter dem Geschirr am Fußboden ein heiler Kochtopf. Den hob sie auf und dachte dabei dankbaren Herzens an Lenore, denn ohne die Nachricht an der Tür hätte sie nicht gewagt, etwas Metallenes zu berühren.

Der Keller war lichter als sonst, denn durch Ritzen und Spalten filterte das Tageslicht. Es war deutlich zu sehen, wie das Haus sich auf seinen Grundmauern verschoben hatte. Sie goß Wasser in den Topf und öffnete den Wandschrank, in dem sie das Eingemachte bewahrt hatte. Sie selbst hatte den ganzen Sommer hindurch die Büchsen gefüllt und sorgfältig mit Etiketten versehen. Da standen sie fast alle noch, wie sie sie hingestellt hatte. Gottlob hatten sie damit genug zu essen und brauchten die Bestände von Green Prairie nicht in Anspruch zu nehmen.

Nun stieg sie mit dem Wasser wieder nach oben, baute den Kocher auf, steckte den Spiritus an und setzte das Wasser auf. Sie fuhr erschrocken zusammen, als es klopfte, und lief zur Haustür.

„He, Frau Conner! Henry schon da?“ Es war Jed Emmings aus der Rottannen-Allee.

„Noch nicht.“

„Alles gut überstanden?“

„Ja, danke. Sie auch?“

„Na klar. Gott sei Dank. Die Familie ebenfalls. Ich kam bloß vorbei, um Ihnen zu sagen, daß es Ted ganz ordentlich geht.“

„Ted?“ Sie starrte ihn entgeistert an. Er war über und über verdreckt, aber das war nichts Besonderes.

„Ich habe doch keine Ahnung“, sagte sie schließlich, „daß Ted etwas zugestoßen ist.“

„Er hat ganz hübsch was abgekriegt, Frau Conner. Aber jetzt ist er im Landhaus-Klub und wird bestens versorgt. Ich hatte dort Dienst und hab' mit ihm gesprochen.“

„Ja, was ist denn passiert?“

„Er ist unter einen Steinrutsch gekommen. Beide Beine gebrochen.“

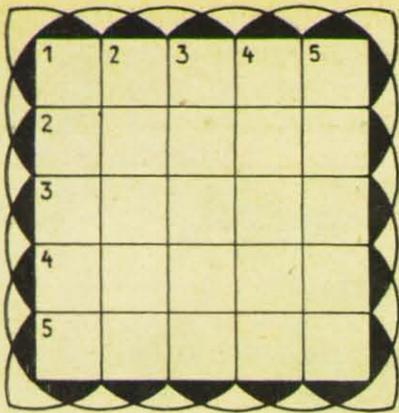
„Ja, aber —“

Jed Emmings verstand und lächelte. „Sonst ist alles völlig in Ordnung, Frau Conner. Ich würde es Ihnen doch sagen. Sie brauchen sich gar keine Sorgen zu machen. Ein paar Schrammen noch, weiter nichts. Nichts von Bedeutung am Kopf. Auch keine inneren Verletzungen. Er ist schon wieder ganz munter und fidel. Im Streckverband natürlich.“

„Ich danke Ihnen, Jed“, sagte sie.

Er nickte. „Hab' ich gern getan. Man freut sich doch, wenn man wenigstens einer Familie mal 'ne gute Nachricht bringen kann.“ Er wandte sich um und verschwand die Auffahrt hinunter.

(Fortsetzung folgt)

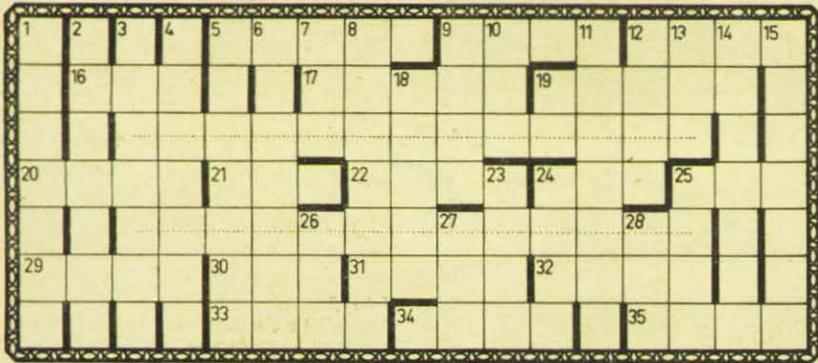


Magisches Quadrat

aaa, eeeeeee, gg, hh, ll, nnnnn, r, ttt

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung: 1. Stadt und Kurort im Harz, 2. westfälische Industriestadt im Sauerland, 3. Handelsvertreter, 4. Nebenfluß der Ruhr, 5. einjähriges Pferd.

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 5. eine der Ionischen Inseln, 9. Besuch, 12. Kalifennamen, 16. Segelstange, 17. Staatsschatz, 19. Erzengel, 20. Erdformation, 21. Märchengestalt, 22. griechische Göttin, 24. Knäuel, 25. Wild, 29. Sommerfrische in den bayerischen Alpen, 30. Gebirge auf Kreta, 31. Bruder Jakobs im A.T., 32. Sportmannschaft, 33. Zahl, 34. Gestalt aus „Lohengrin“, 35. Nebenfluß der Donau.

Senkrecht: 1. halbsteife Masse, 2. Kinderspielzeug, 3. Gefolgsmann eines Fürsten im Mittelalter, 4. südostdeutsche Landschaft, 5. Bestandteil des Kaffees, 6. belgische Hafenstadt und Seebad, 7. abessinischer Titel, 8. Sportart, 9. vorderindisches Wildrind, 10. Gattung, 11. musikalische Verzierung, 12. Nebenfluß der Seine, 13. Honigwein, 14. Buchstabenrechnung, 15. Justizbeamter, 18. griechische Göttin, 19. volksmündlich für Fopperei, 23. Berliner Autorenbahn, 24. griechischer Buchstabe, 25. Nebenfluß des Neckars, 26. weibliches Haustier, 27. Zeichen, 28. Uferstraße.

Bei richtiger Lösung ergeben die beiden punktierten Waagerechten eine wichtige Erkenntnis.

Silbenrätsel

a — a — a — ba — bal — braun — de — de — det — di — e — e — en — fak — fant — ge — ge — gno — gra — he — il — kas — ko — la — la — le — li — li — li — lis — man — mei — mo — na — na — ni — nip — nois — pes — ren — se — set — si — ster — ta — te — te — ten — tur — u — u.

Aus vorstehenden Silben bilden wir 15 Wörter, deren Anfangs- und Endbuchstaben (abwechselnd) von oben nach unten gelesen, eine Wohlmeinung für den Alltag ergeben.

- notwendige Geräte
- Zierkästchen
- Inselgruppe im Indischen Ozean
- zauberkräftiges, Unheil abwendendes Schutzmittel
- Staat in USA
- episch-dramatisches Gedicht
- Krankheitserkennung
- deutscher Kunstflieger †
- Rüsseltier
- kühles Fruchtgetränk
- Luftkurort im Oberharz
- kleine Ziergegenstände
- Artilleriegeschöß mit Sprengladung
- Warenrechnung
- Forstbeamter

Rätsellösungen aus Nr. 12

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Rega, 5. Wala, 9. Oleum, 10. Defoe, 11. Minenwerfer, 13. Aser, 14. Lena, 15. Sem, 17. Asphalt, 19. Ali, 21. Bass, 23. Rebe, 25. internieren, 26. Saale, 27. Agent, 28. Elba, 29. Ende. — Senkrecht: 1. Roma, 2. Elias, 3. Generalstab, 4. Auer, 5. Weir, 6. affektieren, 7. Loens, 8. Aera, 12. Waehlen, 15. Spa, 16. Mal, 18. Fanal, 20. Abend, 21. Bise, 22. Sela, 23. rege, 24. Ente.

Silbenrätsel: 1. Jeton, 2. Eisleben, 3. Dressur, 4. Ernani, 5. Miene, 6. Venedig, 7. Oleander, 8. Gogol, 9. Edison, 10. Lienz, 11. Gisela, 12. Erasmus, 13. Federgewicht, 14. Ästhetik, 15. Liliencron. — Jedem Vogel gefällt das eigene Nest.

Flüsse werden Meer...: F—Aller—sieben, Maze—Don—ien, Regen—tschaft, Wegwe—Isler, K—Ammer—sänger. — ADRIA.

Die Sterne rücken näher

Fortsetzung von Seite 5

unsere 10²⁰ Sterne ins Gedächtnis zurück und stellen wir die hohe Wahrscheinlichkeit der Existenz von Millionen von Planeten mit ähnlichem chemischem Aufbau, ähnlichen Dimensionen und Entfernungen zu ihren Energie spendern in Rechnung, dann können wir auch die Frage stellen: Gibt es auf einigen dieser Planeten tatsächlich Leben oder sind die biochemischen Vorgänge auf unseren Planeten beschränkt? Sind sie beschränkt auf Nummer drei im System unserer Sonne, einen Stern, der sich von vielen, vielen anderen nicht unterscheidet und der sich im Randbereich einer Milchstraße befindet, zu der hundert Milliarden anderer Sterne gehören — zu einer galaktischen Welt, die nur eine von Millionen solcher Welten ist, von deren Existenz wir wissen?

Ist Leben so begrenzt? Natürlich nicht. Wir sind nicht allein. Und die Überlegung, daß Leben in einer vielfältigen, weiten Streuung möglich sein könnte, leuchtet uns noch eher ein, wenn wir das dritte Argument bedenken: Biochemie und Mikrobiologie vermochten — mit Unterstützung der Geophysik, der Astronomie und anderer Wissenschaften — die Kluft zwischen

der unbelebten und der belebten Materie so weit zu überbrücken, daß wir an der Entstehung und Erhaltung von Leben auf einem Planeten, auf dem die entsprechenden physikalischen, chemischen und klimatischen Bedingungen gegeben sind, nicht mehr zweifeln können.

Dieser Folgerung standen Wissenschaftler lange mit Mißtrauen gegenüber, aber die vielen Forschungen der letzten Jahre auf dem Gebiet der Makromoleküle hoben die Notwendigkeit auf, den Ursprung des Lebens Wundern und übernatürlichen Kräften zuzuschreiben. Und die nächste Konsequenz daraus? Es besteht kein Grund mehr, anzunehmen, daß die Vernunft und Intelligenz, die wir Menschen als biologische Wesen entwickelt haben, von irgendwelchen Vernunftbegabten Wesen auf anderen Sternen nicht zu übertreffen wäre. Ich deute damit jedoch nicht an, daß die Gattung des Menschen, des Homo sapiens, noch einmal vorhanden ist. Es gibt Millionen andere Möglichkeiten der Entwicklung höherer tierischer Organismen.

(„Keine Zweifel am Leben auf anderen Planeten“ ist ein gekürzter Beitrag des amerikanischen Wissenschaftlers Dr. Shapley und erschien erstmals in „The American Scholar“.)

Wetter auf Kommando

Fortsetzung von Seite 7

einstrahlung aufgenommenen Energie zu den Polen konnte bisher aber ebensowenig genau bestimmt werden wie die Antwort auf die Frage, ob es 15, 150 oder 1500 Jahre dauert, bis Kaltwasserzonen vom Meeresgrund an die Oberfläche gelangen und die Temperaturen so weit beeinflussen können, daß merkbare Klimaänderungen eintreten.

Die Physik der oberen Atmosphäre mit ihren besonderen, durch das Strahlenbombardement aus dem Weltraum ausgelösten Phänomenen ist erst in der jüngsten Zeit durch die Entwicklung von Spezialhöhenraketen und künstlichen Erdsatelliten zu einem eigentlichen Forschungsgebiet geworden. Man weiß heute, daß das Aufsaugen eines nur sehr kleinen Bruchteils der einströmenden Energie ausreicht, um die sehr dünne äußere Atmosphäre in einen Zustand heftiger Bewegung zu versetzen, wodurch Ionosphäre, Polarlichter und Leuchterscheinungen der Luft wie auch der Erdmagnetismus stark beeinflusst werden — ob dieses Aufsaugen jedoch die Masse der tieferen atmosphärischen Schichten wesentlich zu beeinflussen vermag, ist zweifelhaft. Den Meteorologen interessiert viel mehr, in welchem Maße die Sonneneinstrahlung vom Wasser beziehungsweise vom Erdboden aufgesogen oder durch die Atmosphäre und deren Wolkenbildungen zurückgestrahlt wird, ob hierbei die ständig wachsende Sättigung und Verunreinigung der Luft mit Kohlendioxid eine wesentliche Rolle spielt. (Nach: „The Scientific Monthly“.)

Das Erdklima erwärmt sich seit 1900, und zwar in den letzten 50 Jahren genau um 1,22 Grad. Die Wissenschaftler

sind durch den allmählichen Rückgang der Eismassen auf der Erde auf diese Tatsache aufmerksam geworden. Sie hat unter den Forschern einige Verwirrung ausgelöst.

Die Ursache wird von den einen auf Explosionen auf der Sonnenoberfläche zurückgeführt, andere erklären das Zunehmen der Temperatur durch eine sich langsam vollziehende Veränderung des Gehaltes an Kohlendioxid in der Erdatmosphäre. Dieses Gas wird durch Verbrennung, durch die Atmung von Tier und Mensch, durch Verwesungsvorgänge, aus Gasquellen in Vulkangebieten und durch Gärungsprozesse ununterbrochen der Luft zugeführt. Der Gehalt an Kohlendioxid in der Luft beträgt dennoch im Durchschnitt noch nicht mehr als 0,03 Prozent, da es von Pflanzen und durch Verwitterung von Gesteinen und Metallen ständig der Luft entzogen wird. Die Erhöhung des geringen Kohlendioxidgehaltes der Luft um nur die Hälfte, würde nach Ansicht der Meteorologen eine Steigerung der Erdoberflächentemperatur um 1,0 Grad bewirken.

Demnach hätte der Mensch schon allein durch die Tatsache, daß seit dem Jahre 1900 etwa 100 Milliarden Tonnen Kohle verfeuert sind, selbst die Klimaänderung ausgelöst. Das Kohlendioxid hat zusammen mit der Luftfeuchtigkeit eine Art Treibhausklima geschaffen, welches das Poleis allmählich zum Schmelzen bringt.

Auf Grund dieser und ähnlicher Erkenntnisse wird der Mensch in Zukunft in der Lage sein, wie zum Beispiel durch Anreicherung der Atmosphäre mit Kohlendioxid, das Klima unserer Erde entscheidend zu beeinflussen.

ZB Illustrierte, Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehäus GmbH, München 13, Schellingstr. 39-41, Ruf 2 13 61. Chefredakteur: Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für Zeit-Berichte: Heinrich Deurer. Zeit-Bilder: Dr. Volker Werb. Ziviler Bevölkerungsschutz: Artur Baumann. Redaktion Köln, Merlostraße 10/14, Ruf 7 01 31. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Karl Vater, München 8, Prinzregentenstr. 144, Telefon 44 59 66. Verantwortlich: Georg Vater. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 3 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehäus GmbH, München 13, Schellingstraße 39. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4, Preis ffrs. 60.— einschließlich Zustellgebühr. Alleinauslieferung für Belgien: Agence et Messageries de la Presse, Bruxelles, Rue du Persil 14A22, Preis ffrs. 7.—. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26, Preis S. 3.50 in Österreich. Bezugsbedingungen: Einzelpreis 50 Pf. Abonnements nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen. Monatlicher Bezugspreis DM 1.08 (zuzüglich Zustellungsgebühr DM 0.06).

Ausschneiden — Einsenden — Absender nicht vergessen

GUTSCHEIN

1. eine Torpedo-Koffer-Schreibmaschine, egal welches der 5 Modelle zur Lieferung ohne Nachnahme, Ratenbeginn 4 Wochen n. Erhalt mit Umtauschrecht, Unterlagen unverbindlich. Wir führen alle Fabrikate

Günther Schmidt GmbH.
Frankfurt am Main, Abt. SM
Platz der Republik 3
Fachversandhaus
aller Schreibmaschinen

Südd. größtes Schreibmaschinenhaus

Z. B.:
Torpedo 20 monatlich 16,— DM ohne Nachnahme

10 WOCHENRATEN zu 2,39

Baumwoll-Struktur Gr. 38-48, Bx. Gr. 40 33,90
Idealer Gemeinschafts Kauf für Bestellergruppen

- keine Vorauszahlung
- portofreie Lieferung
- volles Rückgaberecht

Katalog, kostenlos
mit mehr als 1000 preisgünstigen Artikeln Bekleidung, Textilien, Lederwaren usw.

VERSENDHAUS Nordland ABT. F 278
OSNABRÜCK

Für Frau

und Familie



Schönheitspflege an der Schreibmaschine — erlaubt das der Chef? Für eine Frau ist dies eine sehr wichtige Frage. Wenn ihr Lippenstift, Kamm oder Puder verboten wird, ist das Betriebsklima verspielt. Ein kluger Chef weiß das.

Heimlich beobachtet hat der Meister einen Arbeiter und hat ihm damit einen Schrecken eingejagt. Der Psychologe sagt dazu, daß Kontrollen, die hinterrücks durchgeführt werden, die Arbeitsleistungen herabsetzen und Unwillen auslösen.



Schlechte Laune steckt an! Dies ist eine häufig festgestellte Tatsache, die einen frohen und arbeitsireudigen Menschen wirklich krank machen kann. Vor allem, wenn, wie in diesem Falle, die Arbeitsplätze so dicht beieinanderliegen. Da hilft nur Verständnis und Bemühen auf beiden Seiten.

„Wenn ich an meine Freundin Hannelore denke“, überlegte Ingrid, als sie gerade von ihrem Chef wieder eine Zurechtweisung bekommen hatte, weil sie ein privates Telefongespräch geführt hatte. „Hannelore hat es gut. Sie darf telefonieren, essen, wenn sie will, sie darf rauchen, Kaffee kochen und all die vielen Kleinigkeiten, die den Betrieb zum Zuhause werden lassen!“ Dieses Gut-Haben, das Sich-geborgen-Fühlen ist wichtig für den arbeitenden Menschen. Heute ist der Betrieb an die Stelle anderer Gemeinschaftsformen getreten. Und wie man sich dort fühlt, hängt einzig vom Betriebsklima ab. Wo der Betrieb wirklich zur Heimat geworden ist, lassen die Krankmeldungen schlagartig nach. Der Psychologe sagt: Man wird krank, weil die Grundsehnsüchte nicht erfüllt werden. Jeder einzelne sollte daran denken, daß ein Betriebsklima auch von seinem Verständnis und seinem guten Willen abhängt.

Macht das Betriebsklima krank?

Weniger Krankmeldungen, wenn der Betrieb Heimat geworden ist



Geburtstagsfeier im Betrieb? Ist das gestattet? Ein erfahrener Betriebsleiter wird sie ohne weiteres erlauben, denn der Geburtstag ist doch ein besonderer Tag für jeden. Die Tatsache, daß er diesen Tag mit seinen Kollegen und Kolleginnen in einer kleinen Feier würdigen will, zeigt ja schon das besondere Interesse für den Betrieb.



Wer illüstrert, schürt das Mißtrauen, und Mißtrauen ist der Feind Nr. 1 für das Betriebsklima. Besonders unter jungen Mädchen gibt es Reibereien durch Neid, Mißgunst und Klatsch. Eine lacht die andere aus — und schon ist die Stimmung im Vorzimmer geladen. Da hilft nur vom ersten Tage an Offenheit und Beherrschung.

Kinder im Atelier

In vielen Filmen — in guten und in schlechten — spielen Kinder und Jugendliche oft tragende Rollen. Dies ist eine Tatsache, die zum Nachdenken anregt, und es drängt sich die Frage auf: Ist ein Kind überhaupt in der Lage, das „Spielen“ im Film von der Wirklichkeit zu unterscheiden? Werden nicht Halbwüchsige, die vor der Kamera Gangsterbande „spielen“ müssen, vorbelastet und schließlich Geschmack an diesem Treiben finden? Unsere Bilder zeigen einige Beispiele.



Einen malayischen Boy spielt der kleine Kurt Siegenberg in dem Rank-Film „Mann im Feuer“. Er lebt im Hause eines Arztes inmitten einer von Partisanenkämpfen, Triebhaftigkeit und Haß lodernen Welt. Selbstverständlich weiß der Junge, daß alles „nur Spiel“ ist. Aber ob nicht auch der gespielte Terror seinen Eindruck in dem kindlichen Gemüt hinterläßt?

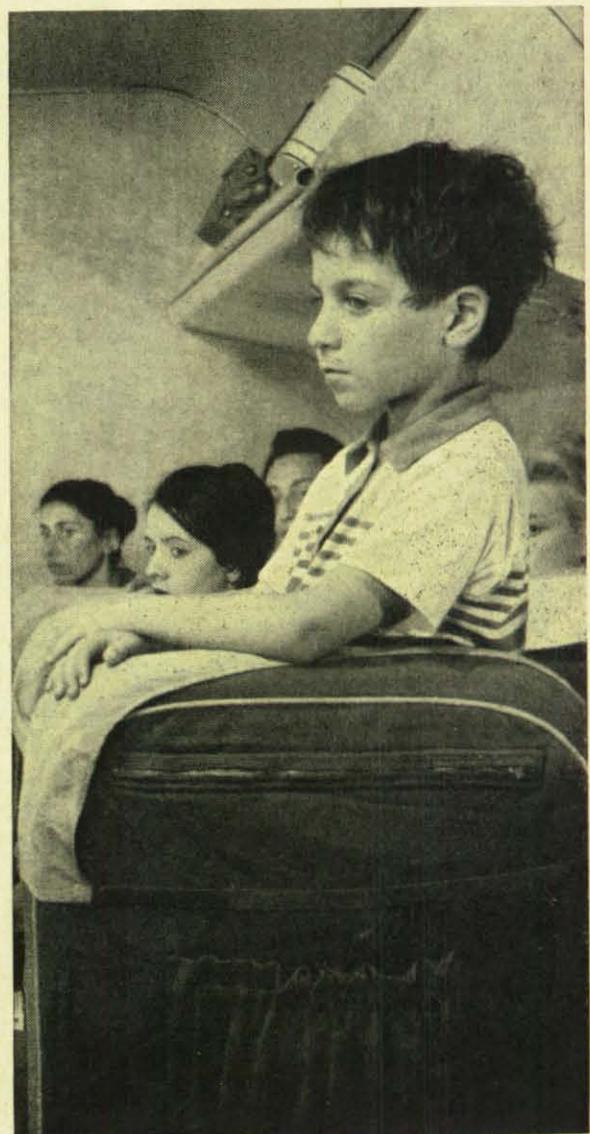
*Für Frau
und Familie*



◀ **Stauende Kinder-
augen:** „Spielzeug-
traum“ heißt eine der
sechs Episoden des
neuen Experimentier-
films „Maya“, der mit
dem Prädikat „wertvoll“
ausgezeichnet wurde. Der
interessante Farbbeitrag
des Kulturfilm-Regisseurs
Dr. Walter Koch vermit-
telt mit Spielzeug aus
dem vorigen Jahrhundert
in der Hand eines klei-
nen Mädchens ein nach-
haltiges Erlebnis. (Pallas)



Fünzig Passagiere ▶
befinden sich an Bord
einer Verkehrsmaschine.
Unter ihnen Oberst Ri-
bera, der Diktator ir-
gendeines Landes. Er
soll auf diesem Flug
durch eine Zeitbombe
von Revolutionären ge-
tötet werden. Unter den
Reisenden befinden sich
viele Kinder. Auch sie
werden durch den ver-
brecherischen Plan ins
Verderben gerissen. —
Aus dem Film der Deut-
schen Colmopol GMBH:
„Die Erbarmungslosen.“



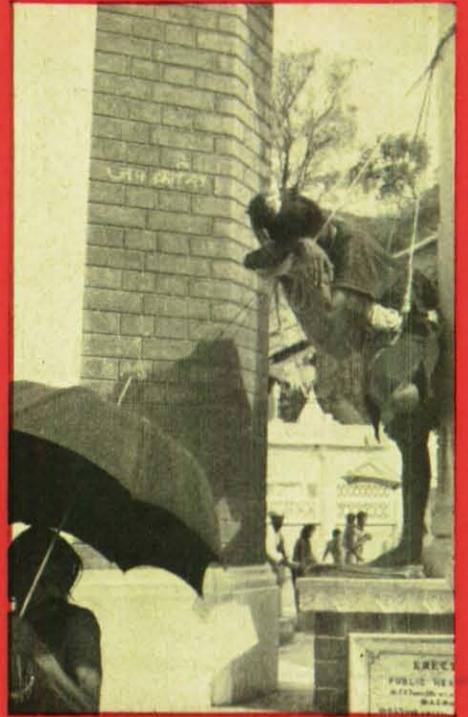
◀ **Entscheidende Rol-
len** spielen Kinder und
Halbwüchsige auch in
dem Constantin-Film
„Don Vesuvio und das
Haus der Strolche“. Eine
Bande von Jugendlichen
terrorisiert die Altstadt
von Neapel. Der Prie-
ster Don Vesuvio (O. W.
Fischer) wird in der
Maske eines Strolches
sogar ihr Anführer, um
sie auf den rechten Weg
zu führen, bis er sich
ihnen in seiner wahren
Gestalt zu erkennen gibt.

ZB

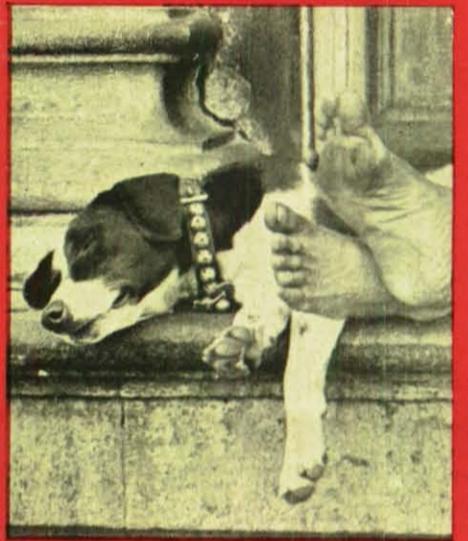
In Indien kann man ungestört schlafen



In allen heißen Ländern der Erde ist es Sitte und unumstößliches Recht eines jeden Bürgers, zur Mittagsstunde eine Ruhepause, verbunden mit einem kurzen Schläfchen, zu halten. Auch in Indien, jenem Lande, das bis vor kurzer Zeit Jahrhunderte hindurch geschlafen hat, ist das so. Auf jedem Bahnsteig, an jeder Straßenecke, ja sogar in Kirchenportalen findet man häufig Schläfer. Der Verkehr der Großstadt rauscht an ihnen vorbei, ohne sie zu stören. Und dies in doppeltem Sinne: Die Schläfer hören nicht das Rattern der Straßenbahnen, das Hupen der Autos, das Kreischen der Bremsen. Und manch ein Fußgänger oder Radfahrer macht bereitwilligst einen kleinen Umweg, um nur ja nicht einen schlafenden Menschen oder ein ruhendes Tier aufzuwecken, denn Schlaf ist den Indern heilig!



SELBST DIE YOGIS halten zur Mittagszeit eine kurze Rast, allerdings auf eine für unser Empfinden sehr unbequeme Weise. Auf einem Bein stehend, den Oberkörper auf ein an Stricken befestigtes Brett gebettet, schläft dieser Yogi.



AUCH DIE TIERE haben die gleichen Gewohnheiten wie die Menschen. Wo gerade ein schattiges Plätzchen zu finden ist, legen sie sich zur Ruhe nieder, wie dieser Hund zu Füßen seines Herrn. Keiner wagt zu stören.



DIE INDISCHE SONNE meint es oft zu gut. An den besonders heißen Tagen steht sie fast senkrecht am Himmel, so daß es praktisch kaum Schatten gibt. Der Bettler auf unserem Bild wußte sich auf praktische Weise zu helfen.